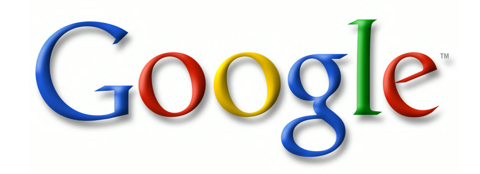
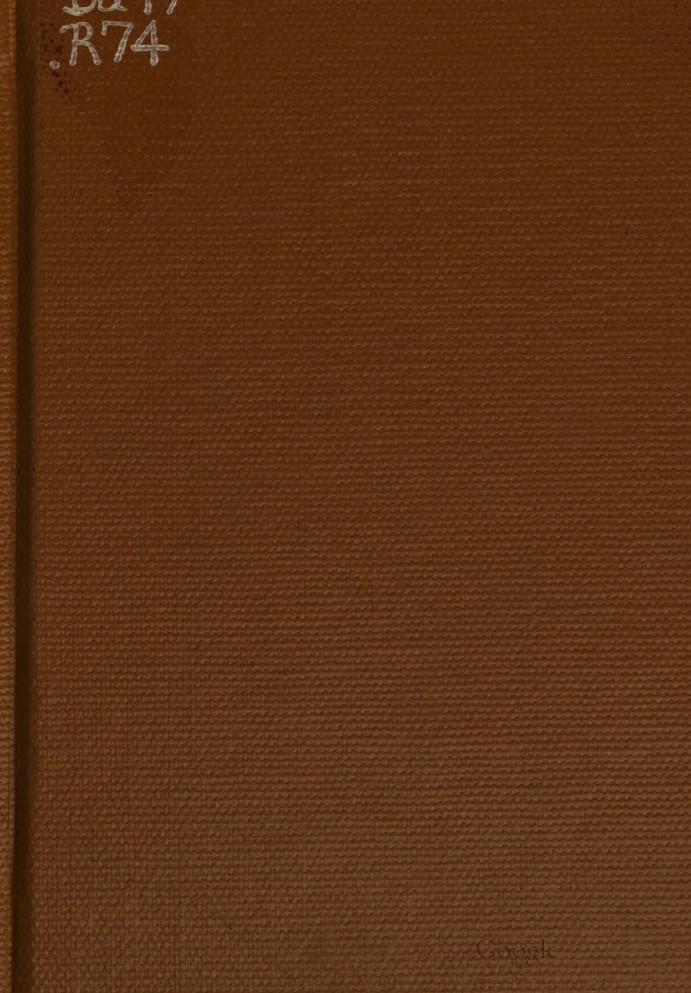
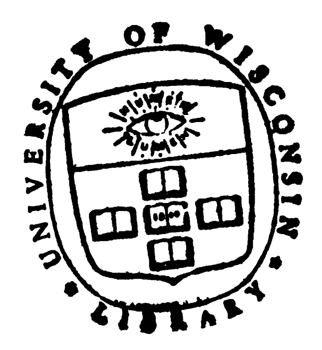





UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY





Süddeutschlands Sagen.

Gesammelt und herausgegeben

von

J. B. Rothacker.

Zweite Auflage.

Stuttgart,
Verlag von Eduard Fischhaber.

Stuttgart, Druck von Fr. Henne.

Deutsches Sagenbüchlein.

Gesammelt und herausgegeben

von

J. B. Rothacker.

Zweite Auflage.



Stuttgart,
Verlag von Eduard Fischhaber.
1859.

Die heilige Rotburga.

Auf der alten Burg Hornberg, deren Thürme und Mauern noch am Neckar stehen, wohnte vor Zeiten ein mächtiger König mit seiner schönen und frommen Tochter Rotburga. Diese liebte einen Ritter und hatte sich mit ihm verlobt; er war aber ausgezogen zum Kampf in fremde Lande und nicht wiedergekehrt. Da beweinte sie Tag und Nacht seinen Tod und schlug jeden andern Bewerber um ihre Hand aus; aber ihr Vater war hartherzig und achtete wenig auf ihre Trauer. Eines Morgens trat er zu ihr mit den Worten: „Bereite deinen Hochzeitschmuck; in drei Tagen kommt ein Bräutigam, den ich dir ausgewählt habe.“ — Rotburga aber sprach in ihrem Herzen: „Eher will ich fortgehen, so weit der Himmel blau ist, als daß ich meine Treue brechen sollte.“ — In der Nacht darauf, als der Mond aufgegangen war, rief sie einen treuen Diener und sprach zu ihm: „Führe mich die Waldhöhe hinüber nach der Kapelle St. Michael, da will ich, verborgen vor meinem Vater, im Dienste Gottes das Leben beschließen.“ — Als sie auf der Höhe waren, rauschten die Blätter, und ein schneeweißer Hirsch kam herzu und stand neben Rotburga still. Da setzte sie sich auf seinen Rücken und ward,

nachdem sie sein Geweih erfaßt hatte, schnell von ihm fortgetragen. Der Diener sah, wie der Hirsch mit ihr über den Neckar leicht und sicher hinüberschwamm, und drüben zwischen den Bäumen des waldigen Abhangs verschwand.

Am andern Morgen, als der König seine Tochter vermißte, ließ er sie überall suchen, und schickte Boten nach allen Gegenden aus; aber sie kehrten zurück, ohne eine Spur gefunden zu haben, und der treue Diener wollte sie nicht verrathen. Aber als es Mittagszeit war, kam der weiße Hirsch auf Hornberg zu ihm, ihn anblickend mit bittenden Augen, und als er ihm Brod reichen wollte, neigte das Thier seinen Kopf, damit er es ihm an das Geweih stecken möchte. Dann sprang er fort, und brachte es Rotburga hinaus in die Wildniß, und so kam er jeden Tag und erhielt Speise für sie. Viele sahen es, aber Niemand wußte, was es zu bedeuten hatte, als der treue Diener.

Endlich bemerkte der König den weißen Hirsch, und zwang dem Alten das Geheimniß ab. Des andern Tags zur Mittagszeit setzte er sich zu Pferd, und als der Hirsch nach seiner Gewohnheit die Speise zu holen kam und damit forteilte, jagte er ihm nach, durch den Fluß hindurch bis zu einer Felsenhöhle, in welche das Thier sprang. Der König stieg ab und ging hinein; da fand er seine Tochter mit gefaltenen Händen vor einem Kreuze knieend, und neben ihr ruhte der weiße Hirsch. Da sie das Sonnenlicht seit Monaten nicht mehr berührt hatte, war sie todtenblaß geworden, also

daß der Vater vor ihrer Gestalt erschrack. Dann sprach er mit linden Worten: „Rotburga, folge mir wieder zu meiner Burg!“ — Aber sie erwiederte: „Ich habe Gott mein Leben gelobt und suche nichts mehr bei den Menschen.“ Was der König noch sonst sprach, die Jungfrau war nicht zu bewegen, und gab keine andere Antwort. Da erwachte die Heftigkeit seines Gemüths. Er will sie wegziehen, aber sie hält sich mit der andern Hand ans Kreuz, und als er Gewalt braucht, löst sich der Arm, an welchem er sie gefaßt, vom Leibe ab und bleibt in seiner Hand. Da überfällt ihn ein Grausen, er eilt alsbald von dannen, und begehrt nimmer wieder der Höhle sich zu nähern. Der blutend niedergesunkenen Rotburga aber sendet der Herr eine Schlange, die ihr heilkräftige Kräuter bringt. Bald ist damit die wunde Stelle geheilt, und neue Kraft durchströmt den schon halb erstorbenen Leib der Jungfrau.

Als das Volk umher hörte, was geschehen war, verehrte es Rotburgen als eine Heilige. Büßende Sünder, die zu dem Einsiedler bei der St. Michaelskapelle kamen und Hülfe suchten, wurden von ihm an die fromme Jungfrau gewiesen. Sie betete mit ihnen, und, von der schweren Herzenslast befreit, kehrten sie begnadigt in die Heimath zurück.

Im Herbst, als die Blätter fielen, schwebten die Engel vom Himmel zu Rotburga herab und trugen ihre Seele heim; die Leiche hüllten sie in ein königliches Gewand und schmückten sie, obgleich alle Blumen verwelkt waren, mit blühenden Rosen und mit einer Königskrone.

Zwei schneeweiße Stiere, die noch kein Joch auf dem Nacken gehabt, trugen die Entseelte auf einem neuen Wagen über den Fluß, ohne die Hufe zu benetzen, und die Glocken in den naheliegenden Kirchen fingen von selbst an zu läuten. Wo die Stiere still hielten, ward der Leichnam zur Erde bestattet. Der König aber stiftete an derselben Stelle eine Kirche, und in ihr ließ er seinem frühe geschiedenen Kinde das steinerne Denkmal setzen, das noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

Der Riese von Marbach.

Seht ihr wie freundlich sich die Stadt
Im Neckarfluß beschauet?
Wie sie sich ihre Berge hat
Mit Reben wohl bebauet?
Dort, wie die alte Chronik spricht,
Hat vor viel Jahren dumpf und dicht
Ein Tannenwald gegrauet.

Gelegen hat ein Riese drin,
Ein furchtbar alter Heide,
Er bracht' in seinem wilden Sinn
Das Schwert nicht in die Scheide,
Er zog auf Mord und Raub hinaus,
Und baute hier sein finstres Haus
Dem ganzen Gau zu Leide.

Die Steine zu dem Riesenhaus,
Ganz schwarz und unbehauen,
Grub er sich mit den Händen aus,
Fing eilig an zu bauen;
Er warf sie auf die Erde nur,
Daß einer auf den andern fuhr,
Bis fertig war das Grauen.

Es sei der Riese, sagt das Buch,
Aus Asia gekommen,
Ein Heidengötz', ein alter Fluch,
Zum Schrecken aller Frommen:
Mars oder Bachus sey das Wort,
Davon Marbach, der Schreckensort,
Den Namen angenommen.

Die Steine längst verschwunden sind,
Der Wald ist ausgereutet,
Ein Mährchen ward's für Kindeskind,
Das wenig mehr bedeutet;
Doch horchet wohl auf meinen Sang,
Der nicht umsonst mit seinem Klang
Es jetzt zurück euch läutet.

Denn ob des Schlosses Felsengrund
Versunken ist in Schweigen,
Wird man doch d'rauf zu dieser Stund'
Euch noch ein Hüttlein zeigen,
Und keine sechzig Jahr' es sind,
Daß drin geboren ward ein Kind,
Dem Wundergaben eigen.

Von gutem Vater war's ein Kind,
Von einem frommen Weibe;
Auf wuchs es und gedieh geschwind,
Kein Riese zwar von Leibe:
Von Geist ein Riese wundersam,
Als ob der alte Heidenstamm
Ein junges Reis noch triebe.

Und als er groß gewachsen war,
Da sang er wilden Muthes
Von Räubern und von Mohren gar
Viel Args und wenig Gutes;
Von Trug und Mord und Lügenspiel
Und von den Griechengöttern viel,
Als wär er ihres Blutes.

Auf einmal ward er stiller jetzt,
Begann sein ernstes Dichten,
Er las, in fremdes Land versetzt,
Tiefsinnige Geschichten,
Doch ward in des Gedanken Schooß
Er noch des Heidenthums nicht los,
Laut pries er's in Gedichten.

Im Geiste d'rauf in's span'sche Land
Hat er den Weg gefunden,
Davon gesungen allerhand
In gar großmächt'gen Kunden;
Nur den geweihten Glaubensmuth,
Des heißen Landes fromme Gluth
Hätt' er noch nicht empfunden.

Da jauchzt' ihm wohl die Menge zu
Auf seinen irren Zügen,
Er aber hatte keine Ruh',
Es mocht' ihm nicht genügen,
Es saß der edle Riesengeist,
In sich gekehret als verwaist,
Und seine Lieder schwiegen.

Da plötzlich sieh! erhebt er sich
Verklärt ganz und erneuet,
Der alte, stolze Wahn entwich,
Vom jungen Licht zerstreuet.
Es zieht vor uns sein Wallenstein
In's Leben, in den Tod hinein,
Daß es das Herz erfreuet.

Es feiert die Friedländerin
Ein göttlich Liebessterben,
Maria wirft sich büßend hin,
Den Himmel zu erwerben,
Und hoch im ew'gen Glanze steht
Die Frankenjungfrau fromm erhöht
Bei allen Himmelserben.

Und ach, da kommt der freie Tell
Mit seinen Eidgenossen:
Ihm folgt der gute Sänger schnell,
Er hat den Zug beschlossen,
Er singt im Himmel fort und fort,
Er denkt an dich, du Heimathsort,
Aus dem die Riesen sproſſen.

Seefräulein.

(Mümmelchen.)

Obe uf de Horeisgrinde isch e See, de mer de Mummelsee heischt, denn vor Zite hen Mümmele oder Seewible drin g'wuhnt. E junger Hirt het mengmol in der Näh si Kueh un Schof g'huet un e Liedli g'sunge. 'S ische sufrer Bue g'si, mit gele, kruse Hore un eme G'sichtle, wie Milch un Bluet. E mol, gege Obed, do kommt e Jungfrau zu em, ime grüne G'wand, un über de Zöpfe het seen Schleier trage. D'Jungfrau setzt si zuem Hirte un seit: es isch do guet tanze! 's Moos isch weich, un 's weihte e kuel Lüftli us de Tanne her. — Der Hirt het nit 's Herz, ebbes z'antworte; so e schöns Frauebild het er si Lebte nit g'sehne, un 's wurd em fascht wunderli d' Sinn. Do guckt se en an mit ihre große schwarze Aue, un mit ihrem Mündle wie Kriese so roth, un seit: Mögscht mer net a Liedli singe? Do hobe hört mer niks, as de wilde Waldvögel. — Em Hirte ischs just nit singeri g'si, aber er het do ang'fange:

Es schwimmt e Rösli, so wiß wie Schnee,
Gar lusti dört uf em schwarze See,
Doch guckelt numme e Sternle runter,
So duckt's au gli si Köpfle unter.

Witer het er nit singe künne, denn's Mümele het en ang'schaut mit eme Paar Aue, der Schnee uf de Gründe wär schu im Merze dervun g'schmolze. Wenn mer aber Für zuem Strau thuet, se brennt's, un mit em Lösche isch's so e Sach. Kurz un guet — der Hirt verplem-

vert si in's Seewible, un se isch au nit von Ise g'si. Aber alles in Ehre. Se hen kurzwilt un Narretei triebe, un am End isch der Hirt keck wore, un het em Mümmele e Schmüzle gen, un se het em selbrum d'Aue nit uskrazt. Bim Abschied aber het se zu em g'seit: Wenn i au e mol nit kumm, se blieb mer vum See weg un rief mer nit. — E Zit lang isch's so gange, un der Hirt het g'meint, der Himmel wer iezt allewil klor blibe; aber hinter em isch e gar schwarze Wolk ufg'stiege. E mol lößt si mi Mümmele zwie Tag mit keim Au meh sehne un do isch's em Hirte winne un weh wore, denn mit der Lieb isch's, wie mit em Heimweh; man kann debi nit ruege noch raschte, un mer sot glaube, böse Lüt hättes eim angethun. Z'letscht kann's der Hirt nimme ushalte, un lauft an de See; do gucke en d'Seerösle an, als wenn se Mitlid mit em hätte; er merkt's aber nit, und rieft d'Jungfrau bim Namme. Uf eimol wurd's Wasser unruehig, un us em See kommt e Zetterg'schrei, un er färbt si mit Bluet. De Hirte wandelt e Gruse an — er lauft in d'Berri ni, wie wenn en e Geischt jage thät, un vun de Zit an het me niks meh vun em g'sehne no g'hört.

Das Eßlinger Mädchen.

Melac, der Franzen General
Mit seinen wüth'gen Schaaren
Gezogen kam durch's Neckarthal,
Gen Eßlingen gefahren.
Und auf der Burg da sitzt er schon,
Man hört ihn lachend sprechen,
Wie er die Stadt zum Trotz und Hohn
Am andern Tag will brechen.

Er tritt zu äußerst auf den Wall
Am Pulverdampf sich labend,
Der wolkigt zieht, mit seinem Schwall
Die ganze Stadt begrabend.
Doch wie ein Qualm zertheilt der Wind,
Sieht er ein Häuslein stehen,
Daraus ein schönes Bürgerkind
In halbem Nebel gehen.

Er ist in welscher Glut entbrannt:
„Das Mägdlein will ich haben!"
Es gibt in diesem Schwabenland
So viele schöne Gaben;
Mir will der Wein in diesem Thal
Schier wie der heim'sche munden,
Darum verlangt mein Herz zumal
Nach heim'schen Schäferstunden!

Noch an demselben Abend steht
Ein Herold vor den Thoren,
Und an die Stadt sein Ruf ergeht
Will sie nicht seyn verloren,
Soll sie alsbald die schöne Magd
Dem argen Dränger senden,
Sonst raucht die Stadt, sobald es tagt,
Von tausend Feuerbränden.

Der frommen Bürger Antwort hat
In gutem Deutsch geklungen:
„Von einer freien Reichesstadt
Wird solches nicht bedungen;
Wir gehen freudig in den Fall,
Wenn keine Seel verdorben,
Und sterben uns're Töchter all',
So sind sie keusch gestorben!"

Der and're Morgen dämmert still,
Die Glocken alle schallen,
Die Stadt als Eine Seele will
Gen Himmel betend wallen.
Da schmückt sich bei der Glocke Klang
Die Jungfrau auserkoren,
Zur Kirche wallt des Volkes Drang
Sie wandelt nach den Thoren.

Auf geht die Pforte kaum berührt,
War's durch die Hand der Wächter?
War's Gottes Arm, der helfend führt
Die reinste seiner Töchter?

Durch Freund' und Feinde frei sie geht,
Die Magd mit stillem Tritte,
Hinauf bis wo die Fahne weht
Von Melac's Lagerhütte.

Gesprungen war er auf in Wuth,
Weil ihn ein Traum betrogen,
Der ihm von heißer Küsse Gluth
Betrüglich vorgelogen;
Er wirft sich in die Waffen stolz:
Sie sollten's alle fühlen!
Am dürren und am grünen Holz
Will seine Brunst sich kühlen.

Wie er will schreiten aus dem Saal,
Sieht er die Thüre gehen,
Und mit dem ersten Sonnenstrahl
Die Jungfrau vor sich stehen;
Mit ihrem Häublein spielt das Licht
Als einem Heil'genscheine,
Aus ihrem blauen Auge bricht
Des Deutschen Sinnes Reine.

Nicht Angst, nicht and're Regung zückt
Durch ihre schlanken Glieder,
Die Brust mit frischem Strauß geschmückt
Wallt friedlich unter'm Mieder;
Die Hände fromm gefaltet sind,
Schlicht sind die blonden Locken,
Sie schaut ihm wie ein fragend Kind
In's Antlitz unerschrocken.

So deutscher Schönheit klares Licht
Es leuchtet ihm entgegen,
Auf sein geblendet Angesicht
Muß er die Hände legen.
Gehemmt ist ihm das welsche Wort
Auf seiner schnellen Zungen,
Es zieht ihn rückwärts, treibt ihn fort,
Hat ihn auf's Pferd geschwungen.

Hinaus mit seiner Schaar in's Thal
Jagt's ihn weit in die Ferne,
Als fürchtet er den Blitzesstrahl
Aus ihrem Augensterne. —
Die Glocken sind noch nicht verhallt,
Da wandelt zu den Thoren
Herein die fromme Magdgestalt,
Siegreich und unverloren.

Ottilie.

Am Abhange des Johannisbergs bei Freiburg zeigt sich über einer Felsenkluft das einfach geschmückte Wallfahrtskirchlein der heiligen Ottilie, die in früher Jugend schon das Gelübde gethan hatte, den Schleier zu nehmen; allein ihr Vater, der elsäßische Herzog Attich, sagte sie, ihrem Willen zuwider, einem vornehmen Allemannen zur Ehe zu. Da ergriff das Mägdlein in ärm=

licher Kleidung die Flucht, kam glücklich über den Rhein und bis zu den Bergen des Schwarzwalds. Schon hatte sie einen derselben zur Hälfte erreicht, als ihre Kräfte schwanden. Den Himmel um neue in gläubigem Gebet anrufend, vernahm sie plötzlich ein Geräusch. Es waren Reiter ihres Vaters, die sie verfolgten. Rasch dem Dickicht der Höhe zueilend, um sich dort zu verbergen, blieb zuletzt zwischen ihr und ihren Verfolgern nur noch ein Fels. Ihre Lippe flehte zu Gott um Rettung, und siehe da! alsbald that der Fels sich aus einander, so daß sie hineintreten konnte, und dann schloß er sich hinter ihr. Gleich darauf erscholl das Getrappel der Rosse und die Stimme ihres Vaters, der sie rief. Sie antwortete. Ottilie! rief Attich noch einmal. Und aus dem Felsen heraus erklang es, ihm zum Grauen: Ihr verfolgt den, der mein Gelübde schützt! Da schwur Attich, den Willen des Herrn erkennend, dasselbe zu ehren und seinem Kinde ein Kloster zu gründen. Plötzlich öffnete der Fels sich wieder; Ottilie trat hervor und sank, von Himmelsglanz umflossen, an ihres Vaters Brust. Der Fels aber blieb von Stund an offen, und in der Höhle, die Ottilien verbarg, sprudelte ein Quell, klar und frisch, hervor, der kranken Augen bis auf den heutigen Tag wohlthätig ist.

Der steinerne Brodlaib zu Neckarhausen.

Fürchterlich auf Schwabens Gauen
Lag des Hungers bange Noth,
Trauernd standen Feld und Auen
Und die Erndte gab kein Brod.
Abgezehrt gleich blassen Leichen
Schlich das arme Volk umher,
Und die Speicher selbst der Reichen
Gähnten öd' und Früchte leer.

Und ein Fremdling kam gegangen,
— Eine Kummerthräne floß
Zitternd über seine Wangen, —
Auf der Lichtensteinin Schloß,
Flehend sank er ihr zu Füßen:
Gnäd'ge Frau, erbarmt Euch mein!
Doch sie sprach: Mein letzter Bissen
Ist noch dieser Laib allein.

Seufzend ging er und verschwunden,
Wie in schnellem Geisterflug,
War der Fremdling, zu erkunden
Nirgends, wie sie forscht' und frug:
War vielleicht gesandt von oben
Dieser Fremdling mir und kam
Meinen Glauben zu erproben.
Reu erfüllt ihr Herz und Schaam.

Und wie sie am andern Morgen
Schüchtern öffnet nun den Schrein,

Drinn den Laib sie hielt verborgen,
Liegt verwandelt er in Stein!
Kalt durchgraust es ihre Glieder,
Denn die Ahnung wird ihr klar,
Und sie legt den Steinlaib nieder
Auf St. Ulrichs Frohnaltar.

Und zu frommen Jahrgespenden
Für der Armuth Noth und Leid
Uebergibt des Heil'gen Händen
Sie ihr köstliches Geschmeid,
Ihre Schuld will sie versöhnen,
Jährlich mildern Armer Noth,
Wandeln sollen statt in Thränen
Ihre Perlen sich in Brod.

Alles Volk mit heil'gem Grauen
Strömt von Nah und Fern heran,
Solches Wunder anzuschauen,
Das so sichtbar Gott gethan,
Auf die Nachwelt soll man's schreiben,
Und des Steinlaibs heil'ges Pfand
Soll ein ew'ges Denkmal bleiben
Warnend an des Kirchleins Wand.

Die Burgfrau von Baden.

Rheinau gegenüber lag einst das feste Schloß Baden, von einem uralten Geschlecht bewohnt. Lutz von Ba=

den, der im dreizehnten Jahrhundert lebte, führte lange ein wüstes Leben, bis er einst in einer Fehde so übel zugerichtet ward, daß er nur noch am Stabe gehen konnte. Er schien jetzt den Jugendrausch ziemlich ausgeschlafen zu haben, und heirathete ein Fräulein aus dem Thurgau. Kunigunde war, wenn auch keine der schönsten, doch gewiß eine der tugendreichsten Frauen ihrer Zeit; sie hielt streng auf Zucht und gute Sitte im Hause, und half, wo sie nur konnte, der Armuth aus der Noth. Aus Erbarmen nahm sie eine adelige Jungfrau, Namens Amina, zu sich, deren Vater als Friedensbrecher geächtet worden war, und die jetzt keine Zuflucht wußte, als das Kloster, wozu sie jedoch wenig Neigung in sich verspürte. Amina war schön und verschlagen; sie gewann bald die Neigung des Burgherrn, der Alles aufbot, ihre Gunst zu erwerben. Amina wußte das Netz so klug zu werfen, daß sich Lutz darin verstrickte. Sie ließ ihn merken, daß sie nicht unempfindlich sey, betheuerte aber zugleich, sie werde ihr Herz nie verschenken ohne ihre Hand.

Von dem Ritter war der alte böse Geist zwar gewichen, aber er schlich noch immer in seiner Nähe herum, und harrte des Augenblickes, da er ihn wieder in seine Gewalt bekommen mochte. Dieß geschah jetzt, und Lutz brütete bald über allerlei Anschlägen, um in den Besitz des schönen Fräuleins zu gelangen. Zuletzt faßte er den Gedanken, die treue Hausfrau heimlich aus der Welt zu schaffen, und verschob die Ausführung der schrecklichen That nur noch, bis Kunigunde ihr Knäb-

lein entwöhnte, welches sie selbst stillte. Dann wurde das Werk der Finsterniß so heimlich vollzogen, als möglich, die Burgfrau starb plötzlich an einem Steckfluß, wie man aussprengte, und wenige Monate nachher führte der Ritter Fräulein Amina zum Altar. Der kleine Hugo, welcher jetzt ungefähr vierzehn Monate alt war, wurde den Händen einer Wärterin anvertraut. Diese kümmerte sich nicht sonderlich um die Pflege des Knaben; wenn er des Nachts weinte, so schlief sie ruhig fort, und stieß manchmal Scheltworte gegen das unschuldige Kind aus. Einst, däuchte ihr, sie höre die Wiege gehen, worin das Kind schlief; sie richtete sich auf im Bette, und gewahrte mit Schrecken eine weißgekleidete weibliche Gestalt, ganz der verstorbenen Kunigunde ähnlich, die an der Wiege saß und das Knäblein schaukelte. Nach einer Weile nahm die weiße Frau das Kind auf den Schooß, drückte es an ihr Herz, legte es dann wieder in sein Bettlein und verließ das Gemach, als eben der Hahn den Tag ankündigte. Die Wärterin gab dem Ritter und seiner Gattin Nachricht von der Erscheinung. Lutz schalt sie eine Närrin, obgleich er sich bei der Erzählung eines geheimen Schauers nicht erwehren konnte, Amina aber gerieth auf den Verdacht, Kunigunde sey nicht wirklich vergiftet, sondern irgendwo eingesperrt worden, und habe Mittel gefunden, zu ihrem Söhnlein zu kommen. Von Argwohn und Zorn getrieben, nahm sie in der folgenden Nacht die Stelle der Wärterin ein. Eben schlug die Glocke zwölf, als der kleine Hugo zu wimmern anfing, und zugleich die weiße

Gestalt ins Zimmer trat und sich an die Wiege setzte. Der Mond warf sein Licht durch das Fenster, und Amina erkannte Kunigundens Züge; sie sah todtenbleich aus, legte aber freundlich und mit mütterlicher Besorgtheit dem Kleinen die Kissen zurecht. Wüthend sprang Amina vom Lager und wollte die Gestalt beim Arme fassen, aber der Arm zerfloß unter ihrer Hand in Luft. Die weiße Frau erhob sich vom Sitze und drohte ihr mit dem Zeigefinger, dann nahm sie das Kind und trug es im Gemach auf und ab. Amina's Blut gerann zu Eis. Zitternd floh sie, und als der Ritter des Morgens erwachte und nach ihr fragte, gab man ihm ein Brieflein folgenden Inhalts:

Ich habe Kunigundens Geist gesehen und gehe in ein Kloster, um für meine und deine Sünden zu büßen. Thue desgleichen.

In der Seele des Ritters erwachten alle Schrecken des Gewissens. Er übergab sein Söhnlein einem wackern Geistlichen zur Pflege und Erziehung, entsagte der Welt, und lebte als Einsiedler in einer Klause tief im wilden Gebirg.

Die Steinlacherin und der Russe.

Dort steht der fremde Feldhauptmann
Den Mädchen zu Gefallen,
Er sieht sich keck die Weiber an,
Die aus der Kirche wallen.

Ein Mägdlein tritt zuletzt heraus,
Die schönst' im ganzen Flecken,
Sie schickt die blauen Augen aus,
Und ruft sie heim vor Schrecken.

Es säumt geheimnißvoll der Flor
Die langen Augenlieder,
Es drängt die keusche Brust hervor
Das weiche Scharlachmieder.

Auf blanken Spitzen lagern sich
Des Haares braune Flechten,
Die linke Hand liegt tugendlich
Am Gürtel auf der rechten.

Sie schreitet fürder mit dem Buch
Zu Hause fromm uud munter,
Noch ferne glänzt das blaue Tuch,
Es wallt den Leib herunter.

Der Kriegsmann geht, im Blicke Gluth,
Wie tiefdurchglühte Kohlen,
Dem Wirth befiehlt sein Uebermuth,
Die junge Magd zu holen.

Die bärt'ge Lippe rühret er
Zu raschem, kurzem Worte,
Da trägt der Wirth ein Herz gar schwer
Zu seines Nachbars Pforte.

Der graue Vater hört's mit Harm,
Hat seinen Gram verborgen:

„Komm," spricht er, „Kind an meinen Arm;
Laß den im Himmel sorgen!"

So führt er sie dem Hause zu,
Er wappnet sich zum Streite:
„Nach meinem Kind, Herr! fragtest du?
Hier steht es mir zur Seite."

Die Jungfrau lehnt sich an den Greis,
Mit zagendem Vertrauen,
Es war an seiner Locken Eis
Ihr Blüthenhaupt zu schauen.

Der Jüngling aber stellt sich fern,
Er scheut, sie zu verletzen,
Er winkt mit regem Augenstern,
Bis sie sich beide setzen.

Dann setzt er sich zu unterst an,
Wo er im Sonnenlichte
Sich recht ergeh'n und laben kann
Auf ihrem Angesichte.

Er blickt in ihrer Wangen Blut,
In ihrer Augen Bläue,
Die Hand ihm auf der Stirne ruht,
Er schaut und schaut auf's Neue.

Da weicht aus seiner Brust die Pein,
Da wird sein Auge milde,
Sein Sinn wird still, sein Herz wird rein
Vor Gottes Ebenbilde.

Es läßt sein Mund aus rauhem Bart
Ein kindlich Lächeln schauen,
Bethränte Blicke weben zart
Sich unter dunkeln Brauen.

Dann steht er auf und reißt sich los,
Langt nach des Vaters Händen,
Er warf ein Gold ihm in den Schooß
Und thät sich schweigend wenden.

Der Minneberg.

Bei Dossenheim an der Bergstraße liegen auf einer waldigen Höhe die Trümmer der einst festen Schauenburg. Hier lebte Bertold, der letzte seines Stammes, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Er hatte eine einzige Tochter, Ida genannt, die in jugendlicher Anmuth heranblühte. Ein wackerer junger Ritter, Hug von Habern, kam manchmal auf die Schauenburg, und es entging dem Fräulein nicht, daß sie es war, die ihn anzog. Auch blieb er ihrem Herzen nicht lange gleichgültig. Beide liebten sich, ohne daß es Hugo gewagt hätte, von Liebe zu sprechen. Auch trat jetzt ein unwillkommenes Ereigniß zwischen die Wünsche und Hoffnungen des Ritters. Als Pfälzischer Vasal mußte er mit seinem Herrn gegen König Ludwig in den Krieg

ziehen. Der Abschied auf Schauenburg war traurig. Hug bat das Fräulein, seiner zu gedenken, und schenkte ihr ein schönes Windspiel, das ihn gewöhnlich begleitete und an welchem Ida immer ein großes Wohlgefallen gezeigt hatte.

Der Krieg dauerte lange, und Hug kehrte erst nach einem Jahr in die Heimath zurück. Sein erster Ausflug war nach der Schauenburg. Aber schon unterwegs vernahm er, der alte Bertold sey inzwischen gestorben, die Herrschaft von dem Lehnsherrn eingezogen worden und Fräulein Ida verschwunden. Der Ritter wurde sehr traurig ob dieser Nachricht; er suchte da und dort Erkundigungen einzuziehen von dem Fräulein; allein die zurückgebliebenen Diener selbst wußten keine weitere Auskunft zu geben, als daß sie wenige Tage nach dem Begräbnisse ihres Vaters, von einem einzigen alten Diener begleitet, die Burg verlassen, weil sie gefährlichen Nachstellungen ausgesetzt gewesen.

Hug stellte jetzt Nachforschungen an in den Klöstern und überall, wo er eine Spur der verlornen Geliebte zu entdecken hoffte. So gingen viele Monde vorüber, und er wurde täglich schwermüthiger und mied alle Gesellschaft der Menschen. Manchmal durchstrich er den finstern Odenwald, weniger um sich an der Jagd zu ergötzen, als weil die Einsamkeit der Wälder ihm zusagte. Einst kam er an den Fuß des Minnebergs, wo er sich ermüdet an eine Quelle niederlegte. Ida's Bild trat lebendiger als je vor seine Seele. Da rauscht es durch's Gebüsch, er springt auf und greift nach dem Bogen; in

diesem Augenblicke sieht er das Windspiel, welches er Ida beim Abschiede geschenkt. Es kannte seine Stimme, sprang an ihm hinauf, und gab seine Freude durch hunderterlei Bewegungen zu erkennen. Dann eilte er in's Gebüsch, kam wieder hervor, und schien den Ritter einzuladen, ihm zu folgen. Hug that es, und das Thier führte ihn auf die Höhe des Bergs zu einer Felsenhöhle, an deren Eingang Ida mit dem alten treuen Knechte saß. Die Freude des Wiedersehens war unbeschreiblich. Sie erzählte, wie sie nach dem Verluste der väterlichen Güter und bedrängt von dem Ungestüm eines rohen Edelknechts, der sie zu entführen gedachte, in diese Einöde ihre Zuflucht genommen, da jeder andere Weg zu gefährlich gewesen.

Hug brachte sie zu einer frommen Wittwe in Sicherheit, bis er sie nach wenigen Monaten als Braut zum Altar führte. Wo die Höhle stand, baute er eine stattliche Burg und nannte sie Minneberg. Zum ewigen Gedächtniß ließ er das Windspiel, welches ihn zu der Geliebten geführt, am großen Portal des Schlosses aushauen, wo es erst in der letzten Zeit weggenommen und an der Ziegelhütte unten im Thale, beim Dorfe Guttenbach, über einer Stallthüre eingemauert wurde und noch zu sehen ist.

Der Geiselstein bei Geislingen.

Was schauet vom Felsen in's Thal herein?
Das ist der Graf von Geiselstein.
Er schaut so wehmuthvoll mich an;
Was hat man dem armen Grafen gethan?

Es ist um das heilige Osterfest,
Als fröhlich der Graf sein Schloß verläßt;
Er reitet auf die Jagd hinaus,
Die Knaben bleiben allein zu Haus.

Sie sahen wohl lange dem Vater nach,
Als Hugo zu seinem Bruder sprach:
„Sieh, Albert, es scheinet die Sonne so schön;
„Komm, laß uns hinab an den Burgsee geh'n."

„„Nein Hugo! sieh', wie die Wolken nah'n,
„„Es ziehet ein schweres Gewitter heran.""
„Der Vater ist fern im dunkeln Wald,
„Und die schwarzen Wolken verziehen sich bald."

„Der ruhige See läd freundlich uns ein;
„Komm Albert, und laß die Sorgen seyn!"
„„O sieh, wie die Woge den Fels bespritzt!
„„Sieh, wie es hinten so schaurig blitzt.""

„So geh' ich allein zum See hinab,
„Und fänd' ich im Wasser mein frühes Grab!"
„„Nein, Hugo! zusammen gehen wir,
„„Und solltest du sterben, so sterb' ich mit dir!""

Es hat der Vater nicht Ruhe, nicht Rast,
Er durchjaget den Wald in ängstlicher Hast.
Bald stößt er ins Horn; es ist ihm so bang,
Es dünket die Zeit ihm unendlich lang.

Er eilet nach Haus, er stürzt in den Saal,
Er suchet die Knaben überall.
Wo seyd ihr, o Himmel, wo seyd ihr? es bricht
Des Vaters Herz, denn er findet sie nicht.

Da sieht er hinaus mit sehnendem Blick,
Er schauet die Knaben und bebet zurück:
Denn sie suchten umsonst auf schwankendem Kahn
Im Sturmesgeheule dem Ufer zu nah'n.

Es hallet der Donner, die Woge braust,
Die Blitze zucken, der Sturmwind saust:
Da beten die Knaben zu Jesu hinauf:
Nimm gnädig unsre Seelen auf!

Und wie sie so beten der Donner schweigt,
Und im Nachen ein holdes Knäblein sich zeigt;
Es spricht: umgeben von Himmelsschein:
Geht nun in das Reich des Vaters mit ein!

Da schauen die Knaben zum Schloß hinan:
Lieb Vater, leb wohl! — Da sinket der Kahn,
Da erkaltet des liebenden Vaters Herz,
Er erstarret zu Stein von unendlichem Schmerz.

Die Burg ist zerfallen, der See ist nicht mehr,
Doch sieht noch heute schauerlich hehr
Ins Thal herab das Haupt von Stein
Des armen Grafen von Geiselstein.

Burg Stolzeneck.

Unter Zwingenberg, bei dem Dörfchen Lindach, rücken die Berge, welche das Ufer des Neckars begrenzen, näher zusammen, und bilden ein enges, dunkles Thal, durch welches der Strom melancholisch hingleitet. Links ragen aus Gebüsch die halbzerbröckelten Mauern von Stolzeneck hervor, an welche manche schauerliche Sage und historische Erinnerungen sich anknüpfen. Noch zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war diese Burg ein furchtbares Raubnest, in welchem Hans Horneck von Hornberg sein Wesen trieb.

Früher lebte hier ein junger Ritter, Namens Ottmar, mit seiner Schwester Williswinde. Der Ritter mußte seinem Lehnsherrn in den Krieg folgen, und die schöne Williswinde blieb mit einigen treuen Knechten und Dienerinnen auf der Burg zurück. Sie liebte die Einsamkeit, in welcher sie aufgewachsen war, und dachte in der Unschuld ihres Herzens nicht, daß irgend eine Gefahr ihr nahen könne. Ihr Liebling war ein Rabe, den sie aufgezogen hatte. Er begleitete sie in Garten und Wald, wo sie bisweilen lustwandelte, hüpfte flugs auf ihren Ruf herbei, und zupfte sie am Gewand, wenn er Futter haben wollte.

Zwei Monate waren verflossen seit dem Weggange ihres Bruders, und da der Pfalzgraf mit dem Heerhaufen, bei welchem sich Ottmar befand, nach Jülich ziehen mußte, so war an seine baldige Rückkehr nicht zu denken. Williswinde hegte wohl Besorgnisse um den lieben Bru-

der, aber in ihrer Seele wohnte ein schönes Vertrauen, und sie war gewiß, der liebe Gott werde ihn ihr erhalten. Eines Abends meldete sich ein Pilger auf Stolzeneck und bat um Herberge. Williswinde nahm ihn freundlich auf, und da er vorgab, aus Palästina zu kommen, so setzte sie ihm selbst das Abendessen vor und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Sein langer Bart und der kecke, etwas wilde Blick gaben dem Pilger etwas Unheimliches; aber das Fräulein suchte den widrigen Eindruck zu bezwingen, denn er wußte so Vieles zu erzählen von den Drangsalen, die ihm wiederfahren, daß ihr Mitleid rege wurde. Sie ließ ihm des andern Tages noch ein beträchtliches Geschenk zum Abschied überreichen, und sah ihm nach, als er über den Schloßhof und die Zugbrücke ging. Da trat der alte Eberhard zu ihr, der schon ihrem Vater treue Dienste geleistet hatte und jetzt die Stelle eines Kastellans versah. Fräulein, sagte er, dießmal steckt ein Schalk in der Kutte.

Man soll nicht lieblos urtheilen, versetzte Williswinde.

Was die Augen sehen, glaubt das Herz, erwiederte Eberhard. Ihr kennt ja die hübsche Mähr vom Meister Reinecke, der nach Rom wallfahren wollte im Pilgerrock, und den Esel und Widder beredete, ihm Gesellschaft zu leisten?

Weil ich bemerkte, daß der Fuchs oder der Wolf, der die Kürbisflasche und den Muschelkragen angehängt hat, alle Gelegenheit unserer Burg ausspähte. Wir müssen wahrlich auf einen Ueberfall gefaßt seyn.

Williswinde konnte nicht an so schwarze Hinterlist

glauben. Wir haben keinen Feind, sagte sie, und in der ganzen Gegend lebt ein jeder ruhig und friedlich auf seinem Besitzthum.

Eberhard schüttelte den Kopf, aber bei sich beschloß er, auf der Hut zu seyn.

Einige Tage nach diesem Vorfall kam ein Ritter nach Stolzeneck, der ein Gespräch mit Williswinde verlangte. Der Kastellan erkannte in ihm augenblicklich den verdächtigen Pilger, und beschwor das Fräulein, alle Vorsicht anzuwenden. Gut, sagte sie, ich will hören, was er anzubringen hat, aber nur in deiner Gegenwart.

Der Ritter trat herein und erklärte ohne Umschweife, wie er gekommen sey, um die Hand des Fräuleins zu werben. Sie erschrack ob diesem Antrage, faßte sich aber schnell und antwortete: Ich stehe unter dem Willen meines Bruders, der abwesend ist. Sobald er wiederkehrt, mögt Ihr Eure Werbung bei ihm anbringen.

Ist das euer erstes und letztes Wort? fragte der Ritter.

Williswinde sprach ein leises, bebendes Ja, denn die furchtbaren Blicke des Unbekannten schienen ihr Unheil zu verkünden.

Ich weiß wohl, entgegnete er höhnisch lächelnd, daß Frauen keinen eigenen Willen haben dürfen und einem fremden folgen müssen. Mit diesen Worten entfernte er sich langsam; bestieg sein Roß, welches sein Diener im Schloßhof hielt, und jagte davon.

Dieser Vorfall erregte mancherlei Besorgnisse bei Williswinden und ihren Leuten. Sie pflog Rathes mit



dem Kastellan und beschloß, auf einige Zeit eine Zuflucht in einem benachbarten Kloster zu suchen. Des andern Tages trat sie den Weg dahin an, von einer Dienerin und einem Knechte begleitet. Der Weg führte durch einen einsamen, waldigen Thalgrund. Hier wurde sie plötzlich von dem Ritter überfallen, der Knecht, welcher sich zur Wehre setzen wollte, niedergeworfen, und sie selbst in einen uralten Thurm geschleppt, dessen Eingang ein eisernes Gitterthor hatte.

Nach drei Tagen will ich eure Antwort holen, sagte der Ritter, indem er die Thüre verschloß und mit einem gellenden Gelächter davon gieng.

Williswinde warf sich auf die Kniee und betete mit ausgestreckten Armen. Da erblickte sie ihren Raben, der ihr bis an den Thurm gefolgt war. Das treue Thier versuchte, die eisernen Stäbe durchzubeißen, um zu seiner Gebieterin zu gelangen. Das Fräulein empfand eine plötzliche Beruhigung bei dem Anblick des Vogels, der jedoch bald sein eitles Beginnen zu erkennen schien, und in's Gesträuch hüpfte, wo er einige wilde Beeren abriß und sie seiner Herrin brachte.

Drei furchtbare Tage gingen vorüber, und die Jungfrau harrte mit Todesangst auf die Erscheinung ihres Räubers, der sie durch Hunger bezwingen wollte. Der Rabe brachte ihr fast zu jeder Stunde Wurzeln und Obst, und schlug jedesmal freudig die Flügel, wenn er ihr die kleine Beute gebracht hatte, und flatterte an dem Gitter hinauf, und steckte den Kopf durch die Oeffnung. Am Abend des dritten Tages kam der Ritter. Er wieder=

holte seinen Antrag, und schwur, als Williswinde auf ihrer Gesinnung beharrte, sie dem Hungertode preiszugeben.

Nach einem ängstlichen Schlummer stand sie in der Frühe des nächsten Morgens an der Thüre ihres Gefängnisses und schaute mit flehenden Augen zum heitern, blauen Himmel auf, da vernahm sie Fußtritte und bald darauf die Töne eines lustigen Liedes. Es war nicht die Stimme ihres Verfolgers, und sie faßte den Muth, um Hülfe zu rufen.

Ihr Ruf blieb nicht unbeachtet. Ein junger Ritter näherte sich dem Thurme. Es war Williwindens Bruder. Um seine Schwester zu überraschen, hatte er den nähern Fußweg nach Stolzeneck eingeschlagen, während seine Leute auf der Heerstraße fortzogen. Sie erzählte ihm ihre Geschichte, aber ehe sie damit zu Ende war, erschien ihr Räuber, der nicht so bald des fremden Ritters ansichtig wurde, als er schon mit gezücktem Schwert auf ihn zustürzte. Eberhard hatte Mühe, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, und wäre vielleicht dem ersten Anlauf seines Gegners unterlegen; doch in demselben Augenblicke kam Williswindens Lieblingsvogel an der Spitze eines großen Schwarmes anderer Raben daher geflogen; sie fielen wüthend über den Räuber her, so daß er sich ihrer nicht erwehren mochte. Eberhard benutzte das wunderbare Ereigniß; er durchstieß den Ritter mit seinem Schwert, der mit einem gräßlichen Schrei zu Boden sank. Die Raben wichen nicht von dem Gefallenen; sie schienen mit Lust sein Blut zu trinken, hackten ihm

die Augen aus, und unter ihrem furchtbaren Gekrächze verließ seine Seele ihre Wohnung. Eberhard fand bei dem Todten den Schlüssel zum Thurme, und befreite die geliebte Schwester. Noch in unsern Tagen sah man das Bild des treuen Raben an einem Schwibbogen der Burg Stolzeneck ausgehauen.

Des Ritters von Gerhausen Schwur.

Der Ritter von Gerhausen
Liegt unter einem Stein,
Ein Meister hieb mit Grausen
Darauf sein Bildniß ein.
Von Ottern und von Schlangen
Zeigt es den Leib umstrickt,
Gefesselt und umfangen,
Wie man ihn einst erblickt.

Ihm folgte solche Strafe
Hinab in's dunkle Grab,
Weil er dem ew'gen Schlafe
Sich nicht in Gott ergab.
Sonst in der letzten Stunde
Wird sanft auch Uebermuth;
Ihm tobt im innern Grunde
Die wilde Lebenswuth.

Als vor sein Lager tretend
Der Priester sich geneigt,

Dem Sterbenden leis betend
Sein Crucifix gezeigt;
Den Herrn, der auferstanden,
Betrachtet er mit Neid,
Er schrie: „aus Todesbanden
Hast du dich selbst befreit!“

Mich lässest du verderben,
Erliegen feig der Noth?
Ich will, ich will nicht sterben,
Ich ringe mit dem Tod!
Und wenn sie mich getragen
Hinaus zur ew'gen Ruh!
Ich schwör's, in dreien Tagen
Da steh ich auf wie du!

Und kaum ließ er ihn tönen
Den lästerlichen Schwur,
Als schon mit kurzem Stöhnen
Die wilde Seel' entfuhr.
Da konnte keiner weinen,
Sie rüsteten die Gruft,
Es rückten ihn die Seinen
Hinweg aus Licht und Luft.

Doch als er in dem Chore
Bei seinen Vätern lag,
Sie legten mit dem Ohre
An's Grab sich Nacht wie Tag;
Sie lauschten, doch mit Beben,
Sie hielten lange Wacht,

Ob nicht ein Laut von Leben
Aufsteig' aus Grabesnacht.

Und sieh! am dritten Tage
Da schwankt der Kirche Rund,
Mit einem Donnerschlage
Fährt nieder es zum Grund;
Es hüllt in Qualm und Brodem
Der Chor sich plötzlich ein,
Und wie vor Gottes Odem
Wälzt sich vom Grab der Stein.

Will steigen zum Gerichte
Der Gräßliche herauf;
Stimmt er zum Tagslichte,
Zum heitern seinen Lauf?
Hat er sich losgerungen
Aus schwarzem Höllenarm?
Hat er den Tod bezwungen,
Kommt er von Leben warm?

Doch auf so viele Fragen
Schweigt still das off'ne Grab;
Da schauen sie mit Zagen
In seinen Schlund hinab;
O schrecklich Wunderzeichen!
O Leichnam, drin es gährt!
Leib mehr als andre Leichen
Vom Tod halb aufgezehrt!

An dem Gerippe hingen
Die Schlangen, als am Nest,

Und hielten wie mit Schlingen
Es an die Grube fest.
Der wird nicht auferstehen,
Am jüngsten Tage nicht!
Der wird zu Staub verwehen —
So hält der Herr Gericht!

Mit Mühe schnell sie huben,
Auf legten sie den Stein,
Was sie geschauet gruben
Als Denkmal sie darein.
Noch sieht man d'rauf mit Grausen
Des Leichenbildes Spur:
Den Ritter von Gerhausen,
Der zu erstehen schwur.

Sage von drei Brüdern.

Vor langen Zeiten standen auf dem Schalksberg und dem Hirschberg schöne Burgen, wie auf dem Zollern. Die drei Berge und die Burgen gehörten drei Brüdern. Das Schloß auf dem Hirschberg war das schönste, und der Bruder, der dort hauste, war der reichste; dem gehörte auch Balingen. Der fiel in eine tödtliche Krankheit, und weil seinen Brüdern das schöne Erbe mehr am Herzen lag, als der kranke Bruder, so konnten sie nicht warten, bis er verschieden war. Ja als es hieß, er sei gestorben, verbargen sie ihr Vergnügen nicht, son-

dern thaten Freudenschüsse von ihren Burgen herab. Die hörte der Todtkranke, vernahm ihre Ursache, und fiel vor Aerger in einen Schweiß, der ihn vom Tod errettete. Als er aber genesen war, da beschloß er, den ungetreuen Brüdern das schöne Erbe nicht zu gönnen, sondern er verkaufte seinen Berg sammt Haus und Hof und der Stadt Balingen, auf den Fall seines Todes, an Würtemberg um einen elenden Hirschgulden! So lebte er noch lange Zeit fröhlich und getrost auf seinem Berge, die Brüder aber riethen ihm zu Hofe und thaten ihm freundlich; denn er war der älteste und hatte kein Weib und keine Kinder; so hofften sie ihn dennoch zu beerben. Als er denn endlich gestorben war und sie auf die Burg kamen, mit Worten wehklagten und im Herzen fröhlich waren, da kamen des Grafen von Würtemberg Abgesandte, brachten den Hirschgulden zum Kaufschilling, und zeigten die Urkunde vor, mit des Ritters Siegel und Unterschrift. So erfuhren sie den Kauf, fluchten und tobten, aber vergebens. Der Berg gehörte Würtemberg, und sie mußten abziehen. Am andern Tage kam der von Zollern zu dem auf die Schalksburg und sprach: ich hab' schlecht geschlafen, Bruder! ich auch, sagte der andre, es ist mir in den Magen gefahren. Laß uns den Hirschgulden vertrinken, sprach der Zoller. So wirds uns besser werden, wenn das Erbe draußen ist. So gingen sie nach Balingen und zechten im Wirthshaus. Als nun die Zeit kam, da sie zahlen sollten, und den Hirschgulden hinwarfen, da schüttelte der Wirth den Kopf und sprach: sie sind

abgeschätzt; heut früh hats ein Bote von Stuttgart gebracht, in des Grafen Namen, meinem neuen Herrn. So zogen sie ab, und sprachen nichts mit einander; und hatten anstatt des Erbes einen Gulden Schulden.

Eberhard der Gütige war bei fast sechzigjährigem Alter etwas schwächlich, doch vor menschlichen Augen ohne Gefahr des Todes. Um seiner Gesundheit zu pflegen, begab er sich in das Bad bei Göppingen, und bediente sich dessen ganz wohl und munter. Da sagte einsmals sein Leibarzt zu ihm: Gnädiger Herr! bestellet euer Haus und sorget für eure Seele, ihr werdet innerhalb fünf Stunden abgefordert werden. Der Graf antwortete: Wie kann das seyn, da ich und ihr kein Anzeichen vom Sterben an mir wahrnehmen? Ueberdieß ist mir vorlängst geweissagt, daß in dieser Stadt Göppingen ein Weibsbild in Einer Stunde mit mir sterben werde. Dieses Weib aber ist, soviel mir kund, noch nicht einmal krank! — Da meldete der Arzt, daß dieses Weib jetzt eben mit allen heiligen Sakramenten versehen worden sey und in den letzten Zügen liege. – Noch ist mir ein ander Merkmal angesagt, fuhr der Graf fort, das sich vor meinem Tode zeigen muß. Mir ist geoffenbaret, daß ein Baum dieses Thales, den ich und du wohl kennen (er bezeichnete ihn), zuvor umfallen werde. Der steht aber, ich habe gestern beim Lustwandeln unter seinem Schatten geruhet! — So ist auch dieses erfüllt, erwiederte der Leibarzt; heute ist dieser Baum gefallen. Sende

deinen Diener, daß er es schaue. Und es war dem also. Da erkannte der Graf, daß sein Tod vor der Thür sey, bereitete sich und starb in sechs Stunden.

Die beiden Weiler von Lichtenberg.

Aus des Lichtenberges Hallen
Stammt ein trotzig Brüderpaar,
Das in Zwietracht längst zerfallen,
Abhold der Versöhnung war,
Weiler nannten sich die Brüder;
Jeder sah von seinem Schloß
Grollend auf den andern nieder,
Seiner lauernd mit Geschoß.

Tief in meiner Burg Verließen
Würd' er mein Gefang'ner, droht
Wild der ält're, sollt' er büßen,
Ohne Trank bei kahlem Brod;
Und der Jüng're schwur dem Hasser,
Würd' er mein Gefang'ner seyn,
Sperrt' ich ihn bei leerem Wasser
Ohne Brod und Nahrung ein.

Und es glückt des Aeltern Tücken,
Aus verborg'nem Hinterhalt
Einst den Bruder zu umstricken,
Unversehns im nahen Wald,

Und bald lag er tief begraben
  In des Kerkers finst'rem Schlund,
Nach der labendsten der Gaben
  Schmachtet, ach! umsonst sein Mund.

Ungerührt von seinem Flehen
  Schritt der Unhold jeden Tag
An das Gitter; zu erspähen,
  Ob dem Durst er nicht erlag?
Doch umsonst in tiefen Koben
  Lag der Arme unversehrt,
Ist's vielleicht ein Geist von oben,
  Der ihm einen Trank gewährt?

Und er warb, es zu erfragen,
  Einen Mönch; der Gleißner schlich
In's Verließ: Von deinen Klagen
  Schickt gerührt dein Bruder mich,
Freue dich, denn deiner Schmerzen,
  Deiner Leiden Maaß ist voll,
Und verscheucht aus seinem Herzen
  Hat die Reue jeden Groll.

Denn er merkt die Hand von oben,
  Die ihm deinen Tod verwehrt,
Und dir — hoch sey sie erhoben! —
  Heimlich einen Trank gewährt,
Laß auch mich sie benedeien,
  Sie, die alles gnädig lenkt,
Schmachtende in Wüsteneien
  Aus verborg'nen Quellen tränkt.

„Dir, den Gott mir wollte senden,
Seinem Knecht, wie berg' ich's dir?
Sieh, dort von den feuchten Wänden
Trauft die Labungsquelle mir!“
Froh vernahm der Schalk die Kunde,
Und es schloß zu neuer Pein
Den gefang'nen Mann zur Stunde
Nun ein trock'ner Kerker ein.

Doch, wie auf des Felsen kahlen
Höh'n versiegt der Pflanze Saft,
Schwand ihm in des Durstes Qualen
Bald des Lebens letzte Kraft;
Kämpfend, in den letzten Zügen
Fand der Bruder Morgens ihn.
Als er — gräßliches Vergnügen! —
Wieder an der Pfort erschien.

Aber als er in das Brechen
Des erstarrten Auges sah,
Ueberfiel ein Schau'r den Frechen,
Und versteinert stand er da,
Ruhe konnt' er nicht gewinnen,
Kann der kläglichen Gestalt
Des Erblaßten nicht entrinnen,
Irrt umsonst durch Feld und Wald.

Einst gequält von innern Wehen
In des Mißmuths Ungestüm
Stand er auf des Thurmes Höhen
Und der Mönch stand neben ihm;

Ha! ein Opfer muß ich spenden,
Rief er, auf des Bruders Grab!
Und vom Thurm mit raschen Händen
Schleudert er den Mönch hinab.

Stirb, verworfenste der Schlangen!
Brüllt er laut und stürzt dann nach,
Von Verzweiflungsangst umfangen
Selbst sich dem Verräther nach;
Jedes Ohr vernahm mit Grauen,
Was sich auf dem Berg begab,
Und in der Kapell zu schauen
Ist noch jetzt der Brüder Grab.

Magenau.

Die Schalksburg.

Einst gingen junge Leute auf die Schalksburg lustwandeln; die sahen da zwei schöne Jungfrauen, die auf den Trümmern der Burg einhergingen. Weil sie nun meinten, daß es lebendige Menschen wären, scheueten sie sich nicht, mit Fragen an sie zu gehen, und sich zu erkundigen, wer sie denn wären, und wie so schöne Fräulein in die wilde Einöde kämen? Da antwortete eine, wir sind nicht mehr am Leben, wie ihr glaubet, sondern wir sind gebannte Geister und geschworne Jungfrauen, welche zur Strafe für ihre Sünden die Schätze hüten müssen, die in den Gewölben der Burg verborgen

liegen, bis einer kommt und uns erlöst. Wollt ihr uns erlösen so thut also: drunten am Fuß der Burg, mitten im Tannenwald, findet ihr einen Ahornbaum, er ist der einzige im Walde, den hauet um und schneidet ihn zu Brettern, und machet eine Kinderwiege daraus. Dann nehmet ein unschuldiges Kindlein und leget es darein, so werden wir erlöst werden. Als sie dieses gesprochen, verschwanden sie in dem Gestrüppe. Die jungen Leute aber kam ein Schauer an, und sie gingen hinab in ihr Dorf. Da suchten sie und fanden den Ahorn; thaten in Allem, wie ihnen die Jungfrauen gesagt. Und als es geschehen war, des Abends, da sah man auf der hohen Schalksburg eine Helle sich erheben, wie vom Schein eines Feuers, und alsbald flogen die erlösten Jungfrauen, herrlich von Gestalt und mit feurigen Leibern.

Der Graf von Zimmern oder die Jagd im Stromberg.

Dort oben, wo von Wald umgraut
Die alte Burg hernieder schaut,
Wohnt einst ein Wildgraf rauh und kühn,
Den wilden Zimm'rer hieß man ihn.

Der Jagden blut'ges Würgespiel
Dem jungen Waidmann nur gefiel,
Und wenn vom Schloß sein Horn erklang,
War's Thieren d'raus und Menschen bang.

Des Armen Feld, der Wittwe Gut
Blieb nicht verschont von seiner Wuth,
Es stieg, verhöhnt von seinem Spott,
Manch schwerer Seufzer auf zu Gott.

Einst zog er in des Morgens Grau
Zur Jagd hinaus in Strombergs Gau,
Da stellt ein Hirsch, schneeweiß von Haar,
Von fern sich seinem Auge dar.

Und kaum, daß ihn der Graf erblickt,
Stürzt er, — den blanken Stahl gezückt, —
Ihm nach durch Feld, durch Sumpf und Dorn,
Ihn trieb die Wuth, sein Roß der Sporn.

Sieh da! in dunkler Wälder Nacht
Ein altes Schloß in goth'scher Pracht,
Von hohen Warten rings umschirmt,
Vor ihm hoch in die Luft sich thürmt.

Es öffnet knarrend sich das Thor
Von Eisen, und es tritt hervor
Mit ernstem Schritt ein alter Mann
Und blickt aus hohlem Aug ihn an.

Ein Bart in krausen Wellen goß
Hinab sich in des Greisen Schooß,
Ein zottig Bärenfell umhüllt
Die Lenden schaurig ihm und wild.

Auf! brummt er, durch die Eisenthür,
Verweg'ner Waidmann! folge mir,

Und bebend folgt des Geistes Macht
Der Graf nun in den dunklen Schacht.

Durch langer Gänge nächtlich Grau'n
Führt ihn der Greis; Gesichter schau'n
Ihn grinzend an im bleichen Licht,
Das dämmernd durch die Ritzen bricht.

Sie wandeln Treppen auf und ab;
Doch endlich, von des Alten Stab
Berührt, eröffnet sich ein Saal,
Erhellt von kargem Lampenstrahl.

An hoher Tafelrund erschaut
Der Graf zwölf Schöppen hier; — ihm graut,
Und auf der Tafel Mitte steht
Ein blank geschliff'nes Schwert erhöht.

Die Schöppen sitzen stumm und bleich,
Gespenstern aus den Gräbern gleich,
Und hu! Ein Ritter wankt heran,
Sein blut'ges Urtheil zu empfah'n.

Er wirft vor ihnen Gram gebeugt
Sich hin, sein Jammerantlitz zeugt
Von Schuld; der Schöppen erster winkt,
Und schnell ein Vorhang niedersinkt.

Den Zimm'rer mahnt der Greis und spricht:
Sieh hier der Geister Vehmgericht!
Nachts, mit der zwölften Stunde Schlag,
Erwacht der Rache blut'ger Tag.

Und kaum, daß er's gesagt, erschallt
Ein Hifthorn durch den nahen Wald,
Und näher zieht sich eine Jagd
Dem Schloß aus dichter Eichennacht.

Komm, sprach der Greis, und laß uns geh'n,
Die selt'ne Jagd mit anzuseh'n,
Bald tönt hinaus in Nacht und Sturm
Der zwölften Stunde Schlag vom Thurm.

Er tönt! Und auf umzäuntem Plan
Erscheint auf's neu der Rittersmann,
Und auf ihn speit der Wald, o Graus!
Ein zahllos Heer von Thieren aus.

Sie hetzen ihn mit schnellem Lauf
Den Plan hinab, den Plan hinauf,
Sie hetzen ihn in wilder Hast
Und gönnen ihm nicht Ruh, nicht Rast.

Der Eber fletscht auf ihn den Zahn,
Ihn fällt der Hirsch rachsüchtig an,
Dem Hasen selbst erfüllt die Wuth
Die scheue Brust mit Löwenmuth.

Es stürzt Gevögel wild und kühn
Aus hoher Luft herab auf ihn,
Ihn neckt der Kautz, ihn zerrt der Weih,
Und immer wird das Schauspiel neu.

Kennst du den Ritter? frug der Greis
Den Grafen, dem das Blut zu Eis,

Ob dem, was er geseh'n, gerann:
Er ist dein Vater! Sieh ihn an!

Wie er vordem das Wild gehetzt,
So hetzt des Wildes Schaar ihn jetzt,
Und bis der Morgenstern erwacht,
Erneut dieß Spiel sich jede Nacht.

Der Greis verschwand; der Morgen graut,
Und wie der Graf nun um sich schaut,
Versunken war mit Jagd und Troß
Der Geister schreckenvolles Schloß.

Und neben ihm im Morgengold
Die Zaber still vorüber rollt,
Sein Roß im Grünen waidend stand
Nich ohnfern an des Flusses Strand.

Rasch schwingt er sich auf's treue Roß·
Und fliegt auf seiner Heimath Schloß;
Welch Wunder! Aus des Strombergs Gau
Kehrt' er an Bart und Haaren grau!

Und lange stachelt noch der Schmerz
Des grausen Anblicks ihm das Herz.
Oft jagt ihn auf in stiller Nacht
Des Vaters Bild in Leichentracht.

Von nun an ruhten Spieß und Wehr,
Von nun an scholl kein Hifthorn mehr,
Entlassen ward der Jäger Troß,
Und Ruhe herrscht in Wald und Schloß.

Der Esel von Hohen-Neuffen.

Als die Vestung noch bestand, fand man bei der zweiten Wache Wahrzeichen eines Eselsfußes aufgehängt. Die Veranlassung dazu soll diese gewesen seyn: Vor Zeiten wurde ein Esel zum Wassertragen gehalten, weil die Vestung daran Mangel hatte. Einst aber war sie so enge eingesperrt, daß die Besatzung den bittersten Mangel erlitt. Da fütterte man den Esel von dem letzten Scheffel Gerste so reichlich, daß er starb. Dann wurde sein wohlgefüllter Wanst über die Mauer hinabgeworfen. Als die Feinde, welche schon auf die Uebergabe der Vestung gehofft hatten, dieß sahen, schloßen sie daraus, daß die Besatzung noch den Vollauf hätte, und zog ab. Dem Esel zum wohlverdienten Andenken wurde einer seiner Füße aufgehängt.

Einst hatte ein gutes Weib von Linsenhofen mit einem dieser Wasserträger Mitleiden und sprach: du armer Esel, hast du auch zu fressen? und als sie krank wurde, vermachte sie dem Esel eine Wiese, welche auch nachmals, als kein Esel mehr gehalten wurde, der Commandant jährlich mähen und nach Hause thun ließ. Dieß geschah bis ins Jahr 1802, und die Wiese führte den Namen Eselswiese.

Im Jahr 1025 wurde Konrad, Herzog von Schwaben, zum Kaiser erwählt. Sein erstes Bemühen war, den Landfrieden in Deutschland herzustellen. Es lebte da-

mals Graf Diebold von Calw und mit ihm des Kaisers Stiefsohn Herzog Ernst, welche in einem Theil von Deutschland große Unordnung erregten, und immer auf Fehden und Rauben mit Bundesgenossen umherzogen. Da dieß der Kaiser vernahm, entbrannte sein Zorn, und er schwur, selbst mit einem Heere zu kommen und den Frevel zu rächen. Nach einem gefahrvollen Heereszug kam er in Schwaben an. Graf Diebold, von der Ankunft des Kaisers durch seinen Vetter Pfalzgrafen Hugo II. von Tübingen benachrichtiget, machte sich noch in der Nacht, aus Furcht, von dem Kaiser in seiner Burg überrumpelt zu werden, aus dem Staube, nahm seine damals hochschwangere Gemahlin mit sich fort, schlug seinen Weg am Nagoldfluß hinab, dem Kloster Hirsau zu, ein, dessen Schirmvogt er war, um in dessen Mauern Sicherheit zu finden; aber indem er seinen Vorsatz wirklich ausführen wollte, erinnerte ihn in dem Augenblick seine Gemahlin, welche bittere Klagen die in Hirsau wohnenden Mönche bisher über ihn geführt hätten, und bat ihn, von seinem Vorhaben abzustehen. Diebold folgte der Vorstellung seiner Gemahlin; und indem sie nahe an dem Kloster im Stillen geräuschlos vorüber flohen, wählten sie zu ihrem Sicherheitsort die in der Nähe des Klosters befindliche, zu demselben gehörige Mühle, auf dessen Besitzers Treue sie sich verlassen durften. Kaum hatten sie sich in Sicherheit gebracht, so brachte ihm ein Ritter die Kunde: der Kaiser sey bereits mit seinem Heer vor die Burg Calw gekommen, und habe sie wirklich ein- und Besitz davon genommen.

Dem Kaiser gefiel der Aufenthalt in dem Schloß, weßwegen er sich mit seinen Reisigen einige Zeit daselbst verweilte, und mit seinem Gefolge mit der Jagd in der Gegend um die Burg herum sich belustigte. Konrad traf nach einiger Zeit mit seiner Jagdparthie in der Gegend des Ottenbrunner Waldes ein, und verirrte bei dem Verfolgen eines Hirsches von seinem Jagdgefolge. Die Nacht brach herein, und ein Ungewitter schwebte über seinem Haupte. Die Luft im Thale athmete schwül, kleine Windstöße unterbrachen die bängliche Stille. Der Staub drehte sich in kurzen Kreisen, einzelne Regentropfen begannen zu fallen. Das Rollen des Donners und die furchtbar am Horizont sich durchkreuzenden Blitze, sodann das laute Bellen seiner Meuthe von Hunden, verursachten einen fürchterlichen Schall durch den Forst. Noch furchbarer war das Brausen der Wipfel, und in der Nähe das Tosen des Nagoldflusses. Das stetige Blitzen beleuchtete auf einige Augenblicke die Umgegend, und der Kaiser sahe in derselben ein Licht, auf welches derselbe mit starken Schritten zulief, und an die Klostermühle geführt wurde, welche heutiges Tages noch steht.

Ja eben diese hatte sich, wie wir oben hörten, kurz vor der nächtlichen Ankunft des Kaisers, Graf Diebold mit seiner, den höchsten Grad der Schwangerschaft erreichten Gattin, geflüchtet, welche in dieser stürmischen Gewitternacht ihre Niederkunft allhie hielt, und von einem Knäblein entbunden wurde. Der Kaiser ersuchte den Müller um ein Nachtqurtier, das er auch erhielt. Graf

Diebold erkannte sogleich den Kaiser, allein dieser jenen nicht, weil solcher in Müllerkleider gehüllt war, und er ihn als einen Mitbewohner der Mühle betrachtete. Allein trotz seiner Vermummung glaubte er rücksichtlich der Entdeckung seines wahren Standes nicht gesichert zu seyn, und verbarg sich daher sorgfältig, um nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt zu werden, am Tage dem Kaiser unter die Augen zu treten, der ihn sogleich erkannt haben würde, da er vormals schon unter Konrads Fahne gestanden hatte. Der Kaiser selbst aber, welcher von seinem Herumirren müde war, sehnte sich in spätester Nacht noch nach Ruhe, welche er aber nicht anders als auf einem zubereiteten Strohlager genießen konnte. Allein auch diese wurde durch das immer noch tobende Ungewitter und fortdauernde Blitzen so wie durch das Weinen des neugebornen Knäbleins öfters unterbrochen. Er wurde deßhalb mehrmals in einen wachenden Zustand versetzt. Während er also wachend auf seinem Strohlager lag, däuchte ihm, er höre eine Stimme, welche ihm deutlich in's Ohr rief: Sei großmüthig, Konrad, und dulde das Weinen des Knäbchens, denn dieses wird dereinst dein Eidam und Nachfolger auf dem Throne und in deinem Reiche seyn. Aufgeschreckt durch diese ihm unerwartete Sprache, stand Konrad von seinem Lager auf, und wünschte sich den Tag herbei, der endlich erschien und auch einige von seinen Feldjägern, die ihn in der Runde herum wohl fünf bis sechs Stunden lang gesucht hatten, herbeiführte. Konrad, ungehalten über seinen Aufenthalt in der Mühle

und zornig über das nächtliche Ereigniß mit dem Kinde, befahl seinen Knechten, den neugebornen Knaben zu tödten, und zum Zeichen des richtig vollzogenen Mords sollten sie nach dieser barbarischen Verrichtung, welcher der Kaiser nicht in Person anwohnen wollte und solche daher in einer entlegenen Gegend vorzunehmen befahl, das Herz des Kleinen herausschneiden und ihm vorweisen. Bereitwillig verstanden sich anfangs die Knechte Konrads zur Ausführung des mörderischen Auftrags. Als aber der Augenblick der wirklichen Tödtung des Kleinen herbeigekommen war, da sank ihr Muth, indem der Knabe überaus freudig seinen befehligten Mördern in die Augen guckte, welchen dieses Anblicken vorkam, als redete er sie um Schonung seines kaum erlangten Lebens an. Bei diesem freundlichen Anblick sanken ihre schon in die Hand genommenen Mordeisen. Sie legten das kleine zärtliche Kind unter eine starke Tanne, an denen es zu jener Zeit nicht fehlte, und schossen einen Hasen, den sie öffneten, ihm das Herz herausnahmen, und solches nach ihrer Zurückkunft dem Kaiser unerschrocken vorwiesen, welcher diesen unschuldigen Betrug weder gewahrte noch entdeckte, und daher mit dem Diensteifer seiner Diener zufrieden war. Er, der Kaiser, verließ nun sein in der Mühle gehabtes Nachtquartier, ehe er aber schied, beschenkte er den Eigner derselben großmüthig. Auf die nemliche Art, wie es dem Kaiser Tags zuvor ergangen war, erging es auch dem Gefolge, das heißt: es verirrte sich auch, und dasselbe Schicksal traf auch den Herzog Herrmann und seine liebenswürdige

Gemahlin, welche von ungefähr unter die Tannen kamen, wo der kleine unmündige Knabe lag. Doch ein Ungefähr darf man dieses Zutreffen des Herzogs und seiner Gemahlin nicht nennen, weil die Erhaltung des kostbaren Lebens und seine nachherige Bestimmung im Plan der Vorsehung lag, und in dem unermeßlichen Reiche der göttlichen Vorsehung ist nach der Lehre der heiligen Schrift das, was man blinden Zufall nennt, schlechterdings ausgeschlossen. Diese beiden fürstlichen Personen sahen das holde Wesen, der kleine unmündige Knabe mit eben den — um seine Erhaltung die Diener des Kaisers bittenden beredten Augen an, und da ihre Ehe unfruchtbar war, faßten sie den erhabenen Entschluß, es zu sich zu nehmen und es seiner nöthigen Pflege und Wartung wegen einer ihrer Frauen zu übergeben; weßwegen sie es heimlich nach Hause bringen und den Ruf absichtlich verbreiten ließen, daß die Gemahlin des Herzogs von diesem Knaben entbunden worden wäre. Der Herzog, hiemit einverstanden, bezeugte hierüber eine große Freude. Bei der, — mit großer Feierlichkeit vorgenommenen Taufe des Knaben, legte sein adoptirter Vater, Herzog Herrmann, demselben den Namen Heinrich bei, sorgte für seine standesmäßige Erziehung, die dergestalt gut gerieth, daß Seele und Leib ins schönste Wachsthum versetzt wurden, und unter diesen schönen und kräftigbildenden Händen der Knabe zum starken und schönen Jüngling heranwuchs. Als er in dieses vortreffliche Jünglingsalter eingerückt war, brachte ihn sein adoptirter Vater an den Hof des nemlichen noch leben=

den Kaisers Konrad, der ihn wegen seinem gesitteten und daher empfehlenden Betragen schätzte, ihn wegen der Vorzüglichkeit seines guten Kopfs zu seinem Begleiter erwählte und ihn auf seinem Heereszug nach Italien mit sich nahm. Auch da setzte er sich in der Gunst des Kaisers so fest, daß sie den höchsten Grad erreichte. Die in so hohem Grad sich erworbene Gnade wollte eben der Kaiser, nach seiner Gewohnheit, treue Anhänglichkeit an seine Person zu belohnen, mit großem Vortheil für den Heinrich bezeichnen, als eine unvermuthete widrige Laune des Kaisers zum Nachtheil Heinrichs eine traurige Wendung zu drohen gab. Ein Beweis mehr, daß es wohl selten einen Winter ohne Schneeflocken, und einen Frühling ohne Gewitter gibt. Es drohte über dem Haupte Heinrichs ein schweres Gewitter auszubrechen; denn jetzt, auf einmal, erinnerte sich Kaiser Konrad jenes tragischen Vorfalls in der Klostermühle am Nagoldflusse wieder, und ein verderblicher Gedanke schien sich seines Herzens zu bemeistern, der ihm die traurige Frage einzuflößen schien, ob wohl dieser Heinrich nicht jenes Kind sey, welches er zu tödten befohlen habe? In diesem schwankenden Gemüthszustande fertigte er einen Brief an seine Gemahlin, die damals in Aachen sich aufhielt, folgenden Inhalts:

„Ich befehle dir, den Vorweiser dieses Briefs plötzlich aus dem Wege räumen zu lassen, so lieb dir dein Leben ist."

Mit diesem Uriasbriefe schickte er Heinrich nach Aachen, der, ohne etwas Böses zu ahnen, seinen Weg dahin —

aber zu seinem Glücke über Speier, nahm, allda bei dem Dekan freundliche Aufnahme und ein Nachtquartier fand. Dieser, ein kluger Mann, welcher die Gesinnungen des kaiserlichen Hofes, im uneigentlichen verblümten Verstande, die Sterne wohl kannte, ahnete für den Heinrich und den Zweck seiner Reise nichts Gutes, daher, als sich Heinrich zur Ruhe niedergelegt hatte, leiteten sich die Augen des Dekans auf die Brieftasche des ruhig schlafenden Jünglings. Er eröffnete solche, fand den unglücklichen Brief, entsiegelte denselben, las ihn, und fand den Inhalt desselben ungerecht. Er vertilgte daher die in demselben stehenden Worte: Du sollst den Vorweiser dieses Briefs aus dem Wege räumen lassen ganz behutsam, und schrieb dafür die Worte an: Du sollst ihm deine Tochter vermählen!

Nach genossener Ruhe setzte der Gast des Domdekans seine Reise weiter fort, zu welcher ihm der Dekan Glück wünschte, und vor seinem Abschiede die Worte gegen Heinrich fallen ließ, wenn er römischer König werde, so möchte er seiner gedenken!

Heinrich kam glücklich nach Aachen und übergab den Brief der Kaiserin, welche sich über den Inhalt desselben zwar sehr verwunderte, allein ohne Zögern dem Befehl ihres Gemahls, des Kaisers, gehorchte, solchen vollzog und Heinrich mit ihrer Tochter vermählte. Als dieser Vorfall, der, wie wir wissen, ganz gegen den Willen des Kaisers statt hatte, demselben bekannt wurde, auch noch hiezu von dem adoptirten Vater Heinrichs, Herzog Hermann, die Nachricht eintraf, daß Heinrich, der Jüngling,

der Sohn des Grafen Diebold von Calw sey; so sah Kaiser Konrad diese Begebenheit für eine Fügung des Himmels an und gab seine Einwilligung zu dieser Verbindung. Heinrich soll auch zum römischen König, unter dem Namen des Dritten, erwählt worden seyn, obwohl die Geschichte diesen Heinrich als den Sohn Konrad des Zweiten bezeichnet, indessen nimmt man auch den Grafen Diebold, der ums Jahr 1024 lebte, als Vater Kaiser Heinrich des Dritten an.

Die Maid von Bodmann.

Es schwillt aus den Wellen
Die grüne Mayenau,
Dort sitzt bei dem Gesellen
Eine reine süße Frau;
Von Bodmann ist's die treue Magd,
Ihr Herz, ihr Blütheneiland
Hat sie ihm zugesagt.

„Ruh' aus in meiner Laube,
Und singe Lieder mir!
Der Apfel und die Traube,
Sie blüh'n, sie reifen dir!"
Da sprach Herr Hug von Langenstein
Und sprang empor vom Rasen:
„Nicht also soll es sein!"

Mir ist ein Bote kommen:
Der alte Vater gern
Das Kreuz hätt' er genommen,
Gehorcht dem Lehensherrn!
So ist er krank und altersmatt,
Den Sohn in frischer Jugend
Schickt er an seiner Statt.

Nicht traurig soll der Wille
Des Vaters seyn gethan;
Die Maid weint in der Stille,
Er schaut sie brünstig an:
„Ich kehre heim, du süße Braut!
Vertrau dem Christ im Himmel,
Und bleib mir hold und traut!"

Er schwingt sich in den Nachen,
Die Fluth trägt ihn davon,
Den Vater gut, den Schwachen,
Vertritt der starke Sohn.
Der Gram um seine treue Maid,
Er wird zu grimmen Streichen,
Davon erliegt der Heid!

In Beten und in Sehnen
Die Jungfrau harrt im Haus,
Bis bei den Saracenen
Der lange Streit ist aus.
Es kehret heim der Kämpfer Schaar,
Sie schaut hinaus nach Einem,
Den wird sie nicht gewahr.

Der Herbstwind rauscht im Laube,
Der Apfel fällt vom Baum,
Es reift die dunkle Traube:
War alles denn ein Traum?
Und endlich saust der Wintersturm:
Herr Hug er liegt gefangen
Und wund im Heidenthum.

Da hat der Jungfrau Hoffen
Recht wie ein Donnerstrahl
Die böse Kunde troffen;
Sie sitzet stumm im Saal.
Es kam der Freier Schwarm herbei:
Die Hoffnung ist gestorben,
Doch lebet noch die Treu! —

Die Hoffnung ist gestorben,
Doch lebet noch die Treu:
Ob auch im Thurm verdorben
Des Ritters Jugend sey;
Man beut ihm Freiheit, Gold und Ehr,
Wenn er vom Glauben lässet,
Das thät er nimmermehr.

Von Jahr zu Jahr sie trauern,
Sie sinken flehend auf's Knie,
Er in den schwarzen Mauern,
Auf grünem Eiland sie.
Bis daß in einer Frühlingsnacht
Das Wort des Herrn im Traume
Ward vor sein Ohr gebracht.

Der Engel sprach zum Ritter:
Auf, opfre dich dem Herrn,
So springt dein Kerkergitter,
So leitet dich dein Stern!
Der Ritter denkt der süßen Frau'n,
Die Minne soll er opfern;
Doch ach! er darf sie schau'n!

Und einem Ritterorden
Gelobt er sich im Traum; —
Sieh da, erfüllt ist worden,
Was schien unmöglich kaum.
Denn als er aus dem Schlaf erwacht,
Das Kerkerthor steht offen
In sternenheller Nacht.

Er pflegt in jungen Jahren
Der Sterne Wissenschaft,
So zieht er wohl erfahren,
Gott stärket seine Kraft,
Er führt ihn durch den heißen Sand,
Und unter wilden Völkern
Bis an des Meeres Strand.

Durch Sturm und Felsenriffe
Bringt schnell und sicher ihn
Auf einem Christenschiffe
Der Herr zur Heimath hin.
Bald unter deutschem Blüthenschnee
Steht er am alten Ufer
Und rudert durch den See.

Und aus den Wellenschäumen,
Erfrischt vom Morgenthau,
Mit Reben, Wiesen, Bäumen,
Winkt grün die Mayenau;
Und eine selige Gestalt,
Die Arm' entgegen breitend,
Ruft ihn mit Allgewalt.

Da wird sein Auge trüber,
Sein Haupt fällt auf die Brust,
Er lenkt den Kahn hinüber
Von Liebe weg und Lust.
Im Walde vor dem Landcomthur
Steht er: im deutschen Orden
Will Gott er dienen nur!

Und einen Freund er sendet
Zur grünen Mayenau,
Den letzten Gruß er spendet
Der herzgeliebten Frau.
Da losch die Hochzeitfackel aus,
Die ihr im Geist entglommen,
Und starb in Nacht und Graus.

Und als aus tiefem Leide
Sie wieder hob den Blick,
Da glänzt im Blumenkleide
Das Eiland, wie im Glück;
Da goß ein Rebenblüthenduft
So süß Erinnerungsträume
Durch die gewürzte Luft.

Jetzt kam, was Ruhe bringet,
Ihr vor die Seele hell,
Die Fluth, die sie umringet,
Zertheilt ihr Nachen schnell;
Es geht die schöne blasse Maid
Durch ferne Lande schweigend,
Im Blick der Liebe Leid.

Bald wird ihr Auge dreister,
Und kecker wird ihr Schritt,
Und vor des Ordens Meister
Den obersten sie tritt.
Sie sprach: „Nehmt hin, was noch ist mein,
Zu Gottes Eigenthume,
Ein reiches Inselein!“

Es scheinet warm die Sonne
Und pflegt die Rebe d'rauf,
Und Früchte glüh'n in Wonne
Und Saaten gehen auf.
Doch Eines, Eines bitt' ich nur,
Herr Langenstein, der Ritter,
Der werde dort Komthur!

Der Meister ihr gewähret
Die fromme Bitte gern;
Da war ihr Wunsch erhöret,
Wie dankte sie dem Herrn.
Da schied sie, Thränen in dem Blick,
Da glänzet hell im Herzen
Zugleich des Liebsten Glück.

So sind doch ihm die Reben,
Die Felder ihm gebaut!
Ihn wird die Laub' umweben,
Die mich und Ihn geschaut!
Und wo zusammen wir gefleht,
Ach, in der Burgkapelle,
Da tönt doch sein Gebet!

Wohin die Maid geflüchtet,
Wo sie verweint die Zeit,
Das hat kein Mund berichtet,
Begraben ist ihr Leid;
Doch in dem neuen Ordenshaus
Da tönte durch die Quellen
Ein ernster Sang hinaus. —

O Gottesminne, hehre,
Du hast gelenkt mein Schiff
Aus sturmbewegtem Meere
Vorbei am Felsenriff.
Doch sanfte Still' und wahre Ruh'
Die hab' ich nie genossen,
Wann deckt das Grab mich zu?

Sage von der Hochburg Hohennagold.

Vor der Ungarn Schlacht (955) war Kaiser Otto in Italien gewesen, und hatte, wie es einem deutschen Kaiser geziemt, die verfolgte Unschuld aus den Händen

ihrer Verfolger gerettet, und zum Lohne dafür die Herrschaft des ganzen nördlichen Italiens gewonnen. Später im Jahre (960) war nemlich in Italien eine junge Königswittwe, Adelheid mit Namen, die von ihrem Manne schöne Länder geerbt hatte. Ein anderer, unrechtmäßiger König, Berengar, wollte Adelheid zwingen, seinen Sohn Adelbert, einen häßlichen, widerwärtigen Menschen zu heirathen, damit dieser ihr Land erhielte. Die schöne Wittwe weigerte sich und floh aus seiner Gewalt; sie wurde aber eingeholt und nun von Berengar und seiner bösen Gemahlin Willa auf das härteste behandelt, geschlagen, mit Füßen getreten, an den Haaren herumgeschleppt, und endlich in einen Thurm des Schlosses Garda geworfen. Einer ihrer Diener und ehemaliger Erzieher, der treue Mönch Martin, errettete sie aus dem Kerker, indem er mit den Freunden Adelheids die Mauer des Schlosses untergrub und sie auf einem Kahne über den Gardasee führte. An dessen Ufern lebte die Geflüchtete, im Gebüsche versteckt, mehrere ängstliche Tage durch die dürftigen Gaben von getrockneten Fischen eines Fischers, und wurde dann durch den von Mitleid ergriffenen Markgrafen Azzo, den Martin herbeigerufen, auf sein festes Schloß Canosa gebracht. Berengar erfuhr dieses, und zog mit elendem Miethgesindel vor das Schloß Azzo's, um es zu belagern. Aber der unermüdete Freund Martin war längst über das Alpengebirg gewandert und hatte dem Kaiser Otto einen Brief der unglücklichen Adelheid gebracht, worin diese Bedrängte seine eilige Hülfe auflehte; auch vergaß Martin bei

Uebergabe des Briefes nicht, eine, seinen Schmerz, Kummer und Verzweiflung angemessene Anrede an den Kaiser zu halten, um damit die Bitte seiner Gebieterin zu unterstützen, daß jener sie aus den Klauen dieses Räubers befreien möge.

Otto säumte auch wirklich nicht, ein so ritterliches Unternehmen zu beginnen, indem er schnell mit Albrecht von Hohenberg mit einer seiner rühmlichen Unternehmung angemessenen Kriegsmacht nach Italien zog, Canossa nicht nur entsetzte, sondern auf seinem Siegeszug Pavia und das übrige Land eroberte, hierauf sich zum Könige von Italien krönen ließ, und dann seine Vermählung mit der schönen Adelheid feierte. Um den Berengar durch Großmuth zu gewinnen, ließ er ihm die Herrschaft in Ober-Italien als ein Lehen unter deutscher Hoheit. Aber der treulose Mann konnte das gegebene Wort nicht lange halten, denn während Otto mit den Ungarn zu thun hatte, empörte sich Berengar wieder und verfolgte alle, die es mit den Deutschen gehalten hatten, auf das grausamste. Da zog Otto von Neuem mit einem Heer nach Italien, nahm Berengar mit seiner Gemahlin gefangen, und übergab dieses reiche Königspaar dem Graf Albrecht von Hohenberg, damit dieser dasselbe in seinem wohl verwahrten Schlosse Hohen-Nagold, nicht allzuweit von seiner väterlichen Burg Hohenberg am Heuberg, lebenslänglich als Gefangene aufhebe.

St. Fridolin und der Todte.

Fridolin, der fromme Schotte,
Trat vor Landolph hin, den Grafen:
Sprach: „Was Gottes ist, gib Gotte!
Ist dein Bruder nicht entschlafen?“

„Der zu seiner Seele Frieden
Meinem heil'gen Gotteshause
Gut und Habe zubeschieden,
Liegt zu Glaris in der Klause.“

„Warum ärndtest du die Felder,
Die dem Herrn zu schneiden wären,
Warum fällest du die Wälder,
Die dem Kirchenbau gehören?“

„Wagest du's, den Rausch zu trinken
Von dem rothen Ehrenweine,
Der im heil'gen Kelch soll blinken?
Kirchengut, ist es das deine?“

„Laß von deines Bruders Gabe,
Wald und Feld und Garten räume,
Daß der Bruder in dem Grabe
Sanfter lieg' und besser träume.“

Aber Landolph sprach mit Lachen:
„„Soll ich deinem Spruch mich beugen,
Muß der Bruder erst erwachen,
Deine Worte selbst bezeugen!““

„„Kannst du ihn herauf beschwören,
Wenn zu Rangwil wird gerichtet,
Wohl, dann mögen wir dich hören,
Sonst ist Lug, den du erdichtet!““

Fridolin auf solche Tücke
Würdiget kein Wort zu sprechen,
Sieht ihn an mit einem Blicke,
Der durch Gräber könnte brechen.

Und von Seckingen am Rheine
Aus dem Kloster, an dem Stabe
Zog der Greis durch's Waldgesteine
Bis gen Glaris zu dem Grabe.

Und er trat beim Abendschauer
In die düstre Waldkapelle,
Er durchbricht des Grabes Mauer,
Stellt sich auf die kalte Schwelle.

Auf, erwach' in Gottes Namen,
Ruft er, Urso, wehr den Tücken.
Sieh! und aus der Grube kamen
Weiße Händ' und Haupt und Rücken.

Und als ob des Herrn Posaunen
Zum Gerichte schon gerufen,
Steigt der Leichnam sonder Staunen
Starr empor des Grabes Stufen.

Und es faßt die kalten Hände
Fridolin ihm, frei von Schrecken,

Steigt mit ihm die Felsenwände
Auf bis an der Gletscher Decken.

Durch das Hochgebirge schreitet
Der Lebend'ge mit der Leiche,
Und die Nacht den Mantel spreitet
Um das Paar, das Geistergleiche.

Wie der Morgen schon sich wittert,
Steigen sie vom Felsgesteine,
Und es sieht's der Senn; er zittert,
Daß ihm's geht durch Mark und Beine.

Aber Landolph im Gerichte
Sitzt zu Rangwil ohne Zagen,
Mit dem ersten Morgenlichte
Hat den Stuhl er aufgeschlagen.

Schöppen zwölf, des Rechtes Hüter,
Sitzen um ihn her, zu sprechen:
Jetzt erhält er doch die Güter,
Kein Verblich'ner kann sich rächen!

Sieh, da pocht es an der Pforte,
Wie von eines Todten Knochen
Leis und scharf; und hohle Worte
Werden draußen schon gesprochen.

Durch die Thüre kommt geschritten
Fridolin mit seiner Leiche,
Landolph in der Richter Mitten
Sitzt dem Bruder gleich an Bleiche.

Weh! und aus des Todten Kehle
Steigen Laute, halb verloren:
„Was beraubst du meine Seele,
Bruder!“ Weht's ihm durch die Ohren.

„Ja, ich zeuge diesem Frommen,
Daß mein Erb' ihm zugefallen,
Gib zurück, was du genommen,
Laß getrost in's Grab mich wallen!“

Landolph sank in's Knie mit Beben:
„Nimm dein Gut, Herr, nimm das meine,
Meinen Athem nimm, mein Leben!
Und behalte nun das Deine!“

Doch es wandte sich die Leiche
Mit dem Führer in die Berge,
Sehnte sich die müde, bleiche,
Nach der stillen Ruh der Särge.

Wie des Abendlichtes Streifen,
Wie vom Mond zwei blasse Strahlen
Sah man längs den Berg sie streifen,
Bis sie in den Wald sich stahlen.

Und vom schrecklichen Gerichte
Eilet Landolph heim zum Rheine,
Mit erbleichtem Angesichte
Ordnet er zu Haus das Seine.

Setzt das Kloster ein zum Erben,
Seiner reichen Doppelhabe,
Neigt das Haupt zum sanften Sterben,
Ruht beim Bruder in dem Grabe.

Die Burg Blankenhorn.

Bekanntlich hausten auf der Burg Blankenhorn mächtige Ritter, die beständig durch ihre gehabten Fehden, welche sich durch ihre geübten Degen zu ihrem Vortheil kehrten, allen ihren Nachbarn Furcht und Schrecken einjagten.

Wolf, so hieß der Held, war tapfer von Gemüth, stolz war sein Sinn, und nach den damaligen Zeiten und Sitten Jagd, Tumult und Fehde seine liebste Beschäftigung. Er erfüllte nie die Pflicht eines ächten Ritters, der Retter der Nothleidenden und unschuldig Verfolgten zu seyn. Vielmehr war er der Reisenden Geißel und der Schrecken des Landes weit und breit. Getreu ahmte der starke Troß von Reisigen und Dienstknechten dem furchtbaren Gebieter nach, und starre Eisrinde bedeckte sein Inneres, wie das eiserne Panzerhemd sein Aeußeres. Eines Tages erblickte der ungestüme Wolf von Blankenhorn an der stillen Waldecke von Blankenhorn, dem Dörfchen Spielberg gegenüber (das jetzt und zwar längst in Trümmern liegt), bei einem fröhlichen Gastmahl auf der Feste Stromberg, eine Stunde von Blankenhorn, Elsbethen, die 16jährige Tochter des friedlichen Burgherrn. Gesundheit röthete ihre Lilienwangen, gleichwie die Rose von den Strahlen der Sonne entknospet, Sittsamkeit strahlte aus ihren Veilchenaugen, und Perlenzähne blinkten zwischen korallenen Lippen hervor. Mächtig wurde Wolf von dieser Schönheit ergriffen, und er fühlte sich von Liebe zu derselben überwunden.

Mit Ungestüm, welcher in allen seinen Unternehmungen die herrschende Oberhand hatte, gestand er der schönen Elsbethe seine Liebe, und als er ein Gegengeständniß von ihr erhielt, wählte er sie zu seiner ehelichen Hausfrau. Aber es hielten ihn die Reize des jungen Weibes nicht lange gefesselt, denn die Holde konnte ihn nicht zum gefälligen Manne umschaffen, weil er, trotz seines Weibes liebreichen Betragens, gegen sie immer wild und rauh blieb. Seit ihrem ersten Hochzeitstage wußte sie nichts von dem angenehmen Ehestandsleben, wie man es ihr in ihrer Jugend geschildert hatte; denn statt sie zu lieben, beschäftigte er sich mit Waffenspiel und Jagdtumult, welches Unwesen er mit seiner rohen Gesellschaft stets umtrieb. Bald zeigte sich ihm und seiner Gesellschaft eine erwünschte Gelegenheit, seine Freude mit seinen Freunden im Waffengeklirr suchen zu können; denn mit vielen seiner Waffengesellen unternahm Wolf einen Kriegszug nach Italien, vielleicht um irgend einem Kaiser die Heeresfolge zu leisten. Die Vorstellung der Elsbethen, ihren Gemahl von diesem Heereszug abzuhalten, war vergebens. Selbst ihr Geständniß, daß sie in der Hoffnung stehe, Mutter zu werden, brachte den unruhigen Wolf nicht von der Ausführung seines Vorhabens ab, denn statt denselben auf Abänderung seines Planes zu bringen, stieß er sie vielmehr mit harten Worten von sich, und verließ die Burg mit seinen Streitern.

Nach einem Jahre kehrte Wolf wieder von seinem Heereszug nach Blankenhorn zurück, und mit einem

jungen Fräulein auf dem Arme eilte ihm Elsbeth zum Empfang und Gruß entgegen; als er aber des Kindes Geschlecht vernahm, so wurde er unwirsch darüber und rief aus: „Dieses Kind ist zum Leidwesen meines Hauses geboren!“

Einige Uebelgesinnte gegen Elsbethen suchten den Grimm des Ritters dadurch noch mehr anzufachen, daß sie vorgaben, sein Weib hätte in seiner Abwesenheit die Früchte verbotener Liebe genossen. Wolf wurde wegen der unstatthaften Verläumdung so entrüstet, daß die theure Versicherung seines Eheweibs von ihrer Unschuld und von ihrer beobachteten Treue gegen ihn bei ihm nichts vermochte, denn er stieß sie sogleich in sein so oft gebrauchtes Burgverließ bei kärglicher Kost hinab. Lange schmachtete die Unglückliche mit ihrem Säugling unter der schrecklichsten Behandlung.

Die klagende Elsbeth im Burgverließ.

Träume aus den goldnen Stunden,
Selige Zufriedenheit,
Ha, — wo seyd ihr hingeschwunden,
Bilder aus der Rosenzeit? —
Freuden hab' ich nicht gefunden,
In der Eh', wie ich gemeint, —
Amor hat sich losgewunden,
Seit mich Hymens Band vereint.

Wolf, der sich zu meinen Füßen
Gegenliebe flehend — wand

Flieht zurück vor meinen Küssen,
Seit uns Priesters Hand verband!
Hat der Ehestand nur Strafe?
Götter, was hab' ich gethan? —
Er einst meines Winkes Sclave,
Wird nun — leider mein Tyrann?

Schwestern, daß euch meine Klage
Eine ernste Warnung sey, —
Mit dem ersten Hochzeittage
Eilt ihr — in die Sclaverei! —
Nehmet klüger eure Triebe —
Stunden vorher in Betracht;
Und bedenkt — das Grab der Liebe
Ist die erste Hochzeitnacht! —

In dieser Wohnung des Jammers und Höhle des Unglücks wälzten sich Unke und Molche in scheußlichen Gestalten im Schlamme umher. Dieses schreckliche Gefängniß dauerte so lange, bis ihre getreuen Brüder Kunde davon erhielten, und dem Unmenschen Rache schwörend, ihm den Absagebrief zusandten. Zu ihrem Haufen stießen noch einige Fähnlein Knechte der friedlichen Ritter von Lomersheim und Gemmingen, und im engen Thale zwischen Blankenhorn und Burg Stromberg kam es zur hitzigen Schlacht, worin Wolf und seine Streitgenossen unterlagen, und Wolf gezwungen wurde, sein Weib ihrer kläglichen Haft zu entlassen. Doch kaum hatte die leidende Elsbeth wieder Gottes freie Luft eingeathmet

und in der väterlichen Burg die milde Sonne und des Himmels heiteres Blau erblickt; so erlag der durch Gram geschwächte zarte Körper der neuen Empfindung, und entseelt sank die Dulderin auf dem grünen Rasen im Burggarten nieder. Kurz nach dem Hinscheiden seiner unglücklichen Gattin minnete er die stolze Kunigunde, Tochter des Ritters Veit vou Sachsenheim, in dessen Burg seit geraumer Zeit ein Gnomen, der Klopfer genannt, unsichtbar sein Wesen trieb, sich besonders bei jedem wichtigen Vorfall hören ließ, und dann gewöhnlich vom alten Veit zu Rathe gezogen wurde. Furchtbar lärmte der Geist dießmal bei jener Verlobung, der er sich auf das heftigste widersetzte, und mit feuriger Schrift sah man plötzlich die Worte zum Entsetzen der versammelten Gäste an die Wand geschrieben: „In drei Jahren, in drei Monden, in drei Tagen;“ was sich auch bestätigte, denn nach Verfluß dieser Zeit zog Wolf, der die furchtbare Schrift längst vergessen hatte, mit seinen Gesellen gen Sachsenheim, um Hülfe zu einer vorhabenden Fehde von dem Geiste zu begehren, welcher sich aber durchaus nicht dazu verstehen wollte, worauf ihm mit Beschwörung gedroht wurde. Zweimal citirte der Burgpfarrer den Geist, und zweimal ermahnte er die frechen Gesellen, seine Ruhe nicht zu stören, sondern von ihrem tollkühnen Vorhaben abzustehen. Aber als die Rasenden, von Zabergäus Wein erhitzt, ihn zum drittenmal vorforderten und seiner Warnung spotteten, erhub sich ein Sturmwind, der Bäume entwurzelte und die Burg in ihren Mauern erschütterte. Auf diese Explossion zischten überall Flam-

men umher; der erzürnte Gnome erschien plötzlich in fürchterlicher Gestalt, mit glühend großen Augen, höhnte mit einem Lächeln der bösen Geister die Thoren ob ihres schnellen und plötzlichen Todes, und verschwand; ließ sich auch seit jener Zeit nicht mehr sehen und hören.

Wolf und Kunigunde suchten des Verhängnisses rächender Hand zu entrinnen und theilten das Loos der Uebrigen, welche sammt der Burg verbrannten. Als das Schloß Sachsenheim (welches noch steht) wieder neu erbaut wurde, so fand auch der Klopfer ein Plätzchen, über dem Eingang ins Innere, angewiesen, wo es bis auf den heutigen Tag, nach seinem früheren Bestande von einem Meister in Stein geformt, paradirt, aber nie wieder bewohnt wurde. Hier ging es dem Gnomen auf dem Schloß Sachsenheim wie dem Burggeist zu Scharzfeld am Hardt. Dort aber verfuhr der Burggeist säuberlicher, als der Gnome zu Sachsenheim. Der Burggeist wollte dort nicht züchtigen, sondern nur aufbrechen. Er mochte nicht zu Scharzfeld weilen, wo die Tugend und Unschuld mit Füßen getreten war. Unter krachenden Donnerschlägen fuhr er aus seinem Quartier im runden Thurm hinauf, hob die Bedachung desselben ab, und stürzte in die Tiefe, schwebte über Scharzfeld, schrie es laut über die ganze Gegend aus, daß der Burgpfaffe mehr als der Kaiser an dieser Sünde schuldig sey, und verschwand auf immer, wie der Gnome im Schlosse zu Sachsenheim.

———

Graf Gero von Montfort.

Von Montfort war's der greise Graf,
Gesättigt von dem Leben,
Der sah den blauen See im Schlaf,
Und stille Kähne schweben,
Auf Wasser, Erd' und Himmel Ruh;
Da flog sein Herz dem Frieden zu.

Und als vom Traum er aufgewacht,
Da ruft er seine Knechte,
Hat sie belobt und gut bedacht,
Nimmt Abschied vom Geschlechte,
Verläßt die Herrschaft und das Schloß,
Und zieht zum fernen Strand zu Roß.

Wie nun er an das Ufer trabt,
Hört guten Wind er sausen,
Und trifft am Strand den frommen Abt
Vom heiligen Petershausen,
Dazu ein Schiff, die Segel voll;
O wie sein Herz von Sehnsucht schwoll.

Sanct Peters Haus, die stille Statt,
Von Wellen leis bespület,
Sein Geist sich ausersehen hat,
Vom Ird'schen abgekühlet;
Dort will er dienen Gott dem Herrn,
Von Lust und Pracht der Erde fern.

Den Abt erquickt der heil'ge Sinn,
Er hebt in's Schiff den Grafen;

Wohl bringt dem Kloster das Gewinn,
Sie stoßen ab vom Hafen;
Schon schwimmt das Schiff auf blauer Fluth,
Wie wird dem Greise da zu Muth!

Er spricht gerührt: „O fühltet Ihr,
Herr Abt, was ich empfinde!
Es blickt das Wasser auf zu mir,
Wie Mutter nach dem Kinde!
Denn wißt, bei jenes Hornes Riff,
Geboren ward ich einst im Schiff."

Und wenn ich in dem Nachen bin,
So sanft geschaukelt liege,
Wird mir wie einem Kind zu Sinn,
Ich ruh' in meiner Wiege,
Die Mutter lispelt in mein Ohr
Und singt ein Schlummerlied mir vor.

Derweil sie segeln frisch nach vorn,
Da übermannt's den Grafen,
Sie sind nicht ferne mehr vom Horn,
So hebt er an zu schlafen,
Und bei der Ruder gleichem Schlag
Er schlummernd auf dem Schiffe lag.

Und wie das Schiff vorüber zieht,
Dort, wo er ward geboren,
Da tönt das süße Wiegenlied
So hell in seinen Ohren;
Er schlug die Augen auf und rief:
„O Mutter, wie so tief ich schlief!"

Er schloß die Augen wieder zu,
Noch tiefer fort zu schlafen.
Steh' Nachen still, nicht eile du!
Dein Geist ist schon im Hafen;
Der Abt zu seinen Füßen kniet,
Ihn mit dem letzten Trost versieht.

Bringt ihn zum heil'gen Haus hinab,
Legt in den Chor den Frommen;
Dort rauscht die Fluth, die einst ihn gab,
Und die ihn jetzt entnommen;
Im süßen Frieden, frei von Harm,
Ruht er, der Welle dort im Arm.

Das Burgschloß Schramberg.

Drei Jahrhunderte sind bereits verflossen, seit der Ritter und Gutsbesitzer Rochus Merz von Stahlfelden auf dem Burgschloß Schramberg hauste und allda sein Unwesen trieb.

Unruhige und wilde Vorfahren waren die Ritter von Landenbergen und Breitenlandenberg, von denen die Geschichte der Stadt Rottweil wohl noch manchen Spuck, mit zügelloser Gewaltthat verübt, erzählen kann.

Nicht besser war Rochus Merz von Stahlfelden, die armen Leute hatten auch unter seiner harten Herrschaft bittere Klagen zu führen Ursache, aber durch sein despotisches Verfahren wurden seine Unterthanen nicht ge-

bessert, sondern vielmehr störriger und gleichsam trotzig gemacht.

Dieß war nicht der Geist des Rochus Merz, der nur zur unumschränkten Herrschaft geboren keine andere Rechte kannte, als die sein eigenes Interesse beförderten, der dem Egoismus aufs innigste ergeben war und die Wohlfahrt seiner Unterthanen nicht beabsichtigte. Er nahm sich vor, den starren Geist seiner Unterthanen ins Sclavenjoch zu beugen und seinem barbarischen Willen unbedingt zu unterwerfen. Strenge Gesetze, nur die Gerechtsame des Herrn, als absoluten Herrschers, enthaltend, wurden entworfen und erlassen, und wenn der Frevler es wagte, wie er genannt wurde, eines derselben zu übertreten und nicht zu befolgen oder sich gar dagegen aufzulehnen, den erwartete nach den Worten seines eigenen entworfenen Coderes üble Behandlung und Einsperrung in das Hundeloch. Seine armen Unterthanen waren nicht einmal Herren ihres Leibes; denn diesen mußten sie dem Ritter den ganzen Tag und Nacht zum Jagen, Frohnen, Wachen u. s. w. überlassen, standen unter keinem Gesetz, denn selbst den Blutbann hatte der Ritter auszuüben. Nirgends, wo die guten Leute hinblickten, durften sie Gespräche auf Recht und Eigenthum machen, nirgend Freiheit; nicht einmal die Luft umsonst einzuathmen und das Wasser zu schöpfen war ihnen vergönnt; denn wer in der Schramberger Luft leben wollte, wurde leibeigen, und das Wasser, dessen Eigenthum sich der Herr zueignete, durfte nur mit dessen Begünstigung von seinen Unterthanen und deren Haus-

thieren benutzt werden. So lebten sie zuletzt, an ihre traurige Lage gewöhnt, lange Zeit an dem kurz gehaltenen Zügel, wie dort die Juden bei den Aegyptern an dem kurzgehaltenen Zügel ihres mächtigen Kaziken. Dieser Ritter, ganz ohne alles Gefühl für Menschheit und des innern Werths derselben, hatte für sich selbst kein Genüge gelernt; hatte nie gelernt, daß auch das wohlthätige Wirken auf einen kleinen Kreis auch die Einerndtung des Danks von einem geringen Häuflein den wohlthätigen Geist beschäftigen könne. Kurz, dieser Ritter war der Tyrann seiner Unterthanen, dessen Vater er seyn sollte, ein Schrecken der Gesellschaft und seiner Nachbarn, die nie anders als mit Angst und Entsetzen an ihn dachten.

Doch auch seine Stunde schlug, auch sein Maaß war voll. Zwar suchte er durch reiche Spenden an die Kirche, deren er einen großen Theil seines Vermögens verschaffte, seine Unthaten zu beschönigen und einigermaßen wieder gut zu machen, was er in seinem vergangenen Leben verdorben, ordnete auch eine gute Verwaltung des Kirchenvermögens an, aber er entging doch der Rache nicht, wie der weitere Erfolg der Geschichte und dessen Ende beweist.

Vom hohen Bergschloß ritt Rochus in das Thal hinab, begleitet von einem starken Jagdgefolge. Seine Ankunft verkündigten Hunde und Jagdhörner, und seine Gegenwart im Flecken Schramberg war mit Entsetzen gepaart. Sein erstes Geschäft war dort, Gericht zu halten und Forschungen anzustellen, ob seine Unterthanen keines

seiner Rechte übertreten, und folglich sein Eigenthum beeinträchtigt hätten. Weil alles gut ablief, ritt er in Gesellschaft seines Gefolges frohen Muthes nach vollbrachter Arbeit seines Weges auf die Jagd. Dießmal galt es der Umgegend Falkenstein, um die dortigen Waldungen mit seinen Jägern und Hunden zu durchstreifen.

Nach langer Dauer und großem Lärm dieser auf der Jagd herumstreifenden wilden Schaar wurde sie endlich am westlichen Horizont ein entferntes Blitzen gewahr, auf welches bald der Himmel finster wurde und ein nicht gar zu weit entferntes Donnern sich hören ließ; da dieses Naturereigniß zur späten Abendzeit, als der Tag sich neigte, sich zutrug, so verließ die wilde Jagdschaar den Forst und eilten der heimathlichen Burg zu. Hier war es, als Rochus zuerst im räumlichen Wiesengrund bei der Kirche zu Falkenstein ein schönes milchweißes Roß, ritterlich gezäumt und kostbar gesattelt, an des Baches Berneck Ufer herum gallopiren sah. Schnell erinnerte er sich seines angemaßten Rechts, nach welchem er auch dieses herrenlose Gut für sein Eigenthum erklärte, und in dieser Absicht eiligst einen Knecht hinsendete, um solches einzufangen und auf die Burg zu führen. Aber was geschah! Als der hingesandte Knecht dem friedlich muntern Roß sich näherte:

Hoch bäumte sich, wild schnob das Roß
Und sprühte Feuerfunken!!

und mit einem nachdrücklichen Hufschlag schlug es den sonst kecken Knecht zu Boden. Mehreren seiner hinge=

schickten Knechte, die ein Gleiches versuchten, ging es nicht besser, und letztere behaupteten, daß sie aus dem Rachen des Rosses Feuerfunken fahren gesehen hätten. Zwar gab Rochus noch weitere Befehle, sich des ledig fliehenden Rosses zu bemächtigen und fügte Drohungen mit der Hundspeitsche bei; allein keiner wollte es mehr wagen, solches anzurühren. Das immer noch über der Jagdgesellschaft hängende Ungewitter, begleitet von heftigen Blitzen, Donnerschlägen und herabstürzenden Regen, machte den Ritter zahmer, daß er seine Hunds-peitsche sinken ließ; allein um in den Besitz des schönen Pferdes zu kommen, gab er fernere Versuche zu dessen Beifahung nicht auf. Er selbst, der keine Furcht kannte, weil er unter den Waffen grau wurde, ging muthig und hurtig auf das immer noch laufende Roß zu, wurde seiner sogleich habhaft und ließ sich auch ruhig von ihm fangen, wohlgefällig von ihm streicheln und liebkosen. Aber grimmig überschüttelte es die Mähne und seinen Schweif, fürchterlicher bäumte sich der Schimmel, als der Ritter es nunmehr einem dritten Knechte zu besteigen übergeben wollte.

Des Rosses heftigeres Schnauben und sein wieder-holtes Feuersprühen aus dem eröffneten Rachen ließ den dritten Knecht kein besseres Schicksal erwarten, als seine noch zitternde Vorfahren gehabt hatten, und bei der eingetretenen völligen Muthlosigkeit desselben sah sich Rochus Merz genöthigt, das Roß selbst zu besteigen, wollte er anders den Fang nicht fahren lassen. Geduldig ließ das Roß dieses Aufsteigen geschehen, unempfindsam

für Gebiß und Sporen, welche der erzürnte Ritter demselben eindrückte, trug solches denselben, ohne wie vorhin fürchterlich zu rasen, ruhig weiter. Aber kaum war die Hälfte der steilen Schloßsteig zurückgelegt, als es unter der Erde schrecklich dröhnte, der Schimmel bäumte, sprühte zackigte Feuerfunken und drohte dem Ritter Todesgefahr.

In dieser großen Noth wollten ihm die Personen seines Reisegefolges beistehen, aber eine wilde Abfertigung: „Fort ihr Knechte!" ich will die Bestie schon zahm machen, scheuchte sie von ihrem Beistand zurück und benahm ihnen allen Muth.

Schnell aber und noch stärker als das Brausen und Toben heulender Sturmwinde und wie das ängstliche Brüllen der wilden Thiere, ließ ein unterirdisches Getöse sich hören. Die Erde wurde gespalten, und schnell wurde von der in einen gähnenden Spalt schrecklich geöffneten Erde Ritter Rochus Merz mit seinem Wunderpferde, wie einst die Rotte Korä, Dathan und Abiram, verschlungen.

Die Stätte, wo dieses schreckliche Ereigniß sich zutrug, bezeichnet jetzt noch ein mit dem Namen Rochus Merz von Stahlfelden und dessen Wappen behauener und errichteter Stein. Derselbe ist oben ausgehauen, und stellt gemalt die schreckliche Begebenheit vor; schade aber, daß der Zahn der Zeit diese Vorstellung so sehr verwittert hat, daß sich jetzt nur noch das Wappen des Verunglückten am deutlichsten zeigt.

Von Furcht und Erstaunen niedergeschmettert, lagen

die Knechte zu Boden; jedoch so unbeschädigt, daß sie wieder vom Boden sich aufrafften und der guten Burgfrau die schreckliche Kunde von dem bedauernswürdigen Untergang ihres Ehegatten und Herrn überbringen konnten.

Drei Tage lang hörte die tief Gebeugte ihren Herrn unter der Erde jämmerlich stöhnen und seufzen, aber verschwunden war er auf immer. — Acht Tage nach diesem schrecklichen Ereigniß fanden sich die bespornten Stiefel, Handschuhe und Degen des Ritters in einem beinahe unzugangbaren Gebüsche, welches weit von der gedachten Unglücksstelle entfernt war.

Die Wittwe spendete reiche Gaben an die dortige Kirche und Armen, und belohnte reichlich den Ortsgeistlichen Gedon Wager, der mit einem mitleidigen nachbarlichen und frommen Einsiedler aus religiösem Antriebe Tag und Nacht Bußpsalme an der unglücklichen Stelle für des Rochus arme Seele betete und dafür von der Wittwe des Unglücklichen gut belohnt wurde. Auch die andern Geistlichen der Herrschaft, welche 100 Seelmessen für den unglücklichen Ritter Rochus bei Kerzen und Lichtern auf der oft gemeldeten Unglücksstelle lasen, wurden von der Wittwe gut belohnt.

Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wand'rer Schreck.
In einer Kirche, verlassen,
Da thät er die Nacht verpassen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er sich auf den Fang gemacht,
Ein Kaufzeug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüber kommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da sprach er: „Reitknecht! reite zurück!
Die Handschuh hab' ich vergessen
Auf der Bahre, da ich gesessen."

Der Reitknecht kam zurück so bleich,
Die Handschuh hole der Teufel Euch!
Es sitzt ein Geist auf der Bahre,
Es starren mir noch die Haare.

Er hat die Handschuh angethan
Und schaut sie mit feurigen Augen an,
Er streicht sie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder.

Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiste sich tapfer schlug,
Er hat den Geist bezwungen,
Seine Handschuh wieder errungen.

Da sprach der Geist mit wilder Gier:
Und läßt du sie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein,
Das schmucke, schmeidige Pärlein!

„„Ein Jährlein ich sie dir gerne leih',
So kann ich erproben des Teufels Treu'.
Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen.""

Rechberger sprengte von dannen stolz,
Er streifte mit seinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hören sie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze schlug,
Des Weges kam ein schwarzer Zug
Vermummter Rittersleute;
Der Junker wich auf die Seite.

Und hinten trabt noch Einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug staffieret,
Mit schwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
Sag an, wer sind die Herren vom Zug?
Sag an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?

„„Dem treusten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt man ihn nah und fern.
Ein Jährlein, so ist er erschlagen,
Dann wird das Räpplein ihn tragen.““

Der Schwarze ritt den Andern nach,
Der Junker zu seinem Knechte sprach:
„Weh mir! vom Roß ich steige,
Es geht mit mir zur Neige.

Ist dir mein Rößlein nicht zu wild,
Und nicht zu schwer mein Degen und Schild:
Nimm's hin dir zum Gewinnste,
Und brauch' es in Gottes Dienste!

Rechberger in ein Kloster ging;
Herr Abt, ich bin zum Mönche zu ring,
Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloster dienen als Laie.

„„Du bist gewesen ein Reitersmann,
Ich seh' es dir an den Sporen an,
So magst du der Pferde walten,
Die im Klosterstalle wir halten.““

Am Tag, da selbiges Jahr sich schloß,
Da kaufte der Abt ein schwarz wild Roß,
Rechberger sollt' es zäumen,
Doch es thät sich stellen und bäumen.

Es schlug den Junker mitten auf's Herz,
Daß er sank in bitterem Todesschmerz.
Es ist im Walde verschwunden,
Man hats nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
Da stieg ein schwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen,
Reithandschuh am Sattel hangen.

Rechberger stieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handschuh vom Sattelknauf,
Er schwang sich in Sattels Mitte,
Der Grabstein diente zum Tritte.

Dies Lied ist Junkern zur Lehr' gemacht,
Daß sie geben auf ihre Handschuh Acht,
Und daß sie fein bleiben lassen,
In der Nacht am Wege zu passen. **L. Uhland.**

Der Michaelsberg.

Als die nun so freundlichen Ufer des Neckars noch mit schauerlicher Wildniß bedeckt waren, begab sich hieher ein durch Liebe unglücklicher Jüngling, um nimmer diese Einsamkeit zu verlassen. Hartnäckig hatte er lange im Heidenthum beharret, aber seine Braut, die an das seligmachende Evangelium glaubte, bekehrte ihn noch nach ihrem Tode. Denn, als sie vernahm, wie fest er an seinen Götzen hing, verließ sie Vater und Mutter, und floh, von tiefem Gram getrieben, in eine schauerliche Einöde, wo sie unter den grimmen Thieren des Waldes lebte, die sie aber freundlich nährten und ihrer schonten. Als sie nun nach einigen Jahren dahin gewelkt war und der Engel des Todes ihr die Augen zugedrückt hatte, verkündete nur noch manche Schrift von ihr an Bäumen und Steinen das Schicksal ihrer letzten Tage.

Einsmals verirrte sich der Jüngling auf der Jagd hieher. Er jagte ein Wild, das er nicht erlegen konnte. Es blickte ihn unverwandt an, als wollte es ihm sagen, daß ein freundlicher Schutzgeist seiner warte. So führte es ihn an die Stelle, wo ein Rosenhügel eine menschliche Grabstätte verrieth. Die Schrift an Bäumen und Steinen erregte seine Aufmerksamkeit, und so las er die rührende Kunde von dem letzten Schicksal seiner Braut. Wie ein Engel Gottes schwebte ihm ihr Bild vor der Seele. Er warf seine Götzen von sich, zog gen Worms zum Bischof und ließ sich von ihm taufen.

Lange lebte er auf diesem Berge in einer kleinen

Hütte, die er sich selbst aus Steinen und Holz erbaut hatte. Davon heißt der Berg noch heut zu Tage Himmelreich, und der Ort, wo der Einsiedler hauste, noch Gotteshöhe; denn er überließ sich hier allerlei heiligen Betrachtungen. Oftmals verirrte sich auch ein Wanderer in dieser Einsamkeit; den führte er in seine Hütte, labte ihn mit Speise und Trank und leitete ihn dann wieder auf den rechten Weg.

Bald lief die Kunde von dem frommen Einsiedler im Lande umher. Zahlreiche Wallfahrten zogen hin, und jeder fühlte sich in seiner Gegenwart frei von allen Leiden und Drangsalen.

Endlich, da er alt und schwach ward, pochte es in einer stürmischen Regennacht an der engen Pforte seiner Zelle; ein Pilger trat herein, hoch und schön gestaltet und aus seinen Augen leuchtete hoher Friede. Eiligst zündete der Greis ein Feuer an, die Kleider des Fremdlings zu trocknen und seine Glieder zu wärmen; setzte ihm Speise vor, kniete dann nieder und verrichtete mit zitternder Stimme, aber freudig und glaubensvoll sein Nachtgebet. Da trat der Pilger, das Haupt umgeben von einem Strahlenkranze, zu dem Betenden, der ihn mit sprachlosem Erstaunen anblickte: „Dein Flehen ist erhört,“ sprach er mit himmlischer Milde: „Gehe ein zur Ruhe!“ und küßte den Sprachlosen auf die Stirne.

Entflohen war die erlöste Seele. Am Morgen fanden ihn die Waller sanft entschlafen neben dem kleinen Altar, das Bild des himmlischen Friedens und der Ruhe nach heißen Kämpfen. Weinend begruben sie ihn, und

bauten ein Gotteshaus an der Stelle, dem heiligen Michael geweiht.

Diese Kirche steht noch und schaut im Lande weit umher, einst oft besucht von Wallfahrern.

Der Geiger zu Gmünd.

Einst ein Kirchlein sonder Gleichen,
Noch ein Stein von ihm steht da,
Baute Gmünd der sangesreichen
Heiligen Cäcilia,

Lilien von Silber glänzten
Ob der Heil'gen mondenklar,
Hell wie Morgenroth bekränzten
Gold'ne Rosen den Altar.

Schuh aus reinem Gold geschlagen
Und von Silber hell ein Kleid
Hat die Heilige getragen,
Denn da war's noch gute Zeit.

Zeit, wo über'm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimath Land,
Man der Gmünd'schen Künstler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilias Kirchlein viel;
Ungesehn woher, erschallten
Drin Gesang und Orgelspiel.

Einst ein Geiger kam gegangen,
Ach den drückte große Noth,
Matte Beine, bleiche Wangen,
Und im Sack kein Geld, kein Brod!

Vor dem Bild hat er gesungen
Und gespielet all sein Leid,
Hat der Heil'gen Herz durchdrungen:
Horch! melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh,
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten goldnen Schuh.

Nach des nächsten Goldschmieds Hause
Eilt er ganz vom Glück berauscht,
Singt und träumt vom besten Schmause,
Wenn der Schuh um Geld vertauscht.

Aber kaum den Schuh ersehen,
Führt der Goldschmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Wild geschleppt des Liedes Sohn.

Bald ist der Prozeß geschlichtet,
Allen ist es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechste Räuber war.

Weh! du armer Sohn der Lieder,
Sangest wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
Sollst, ein Vogel, fliegen bang.

Hell ein Glöcklein hört man schallen,
Und man sieht den schwarzen Zug
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen soll dein Flug.

Bußgesänge hört man singen
Nonnen und der Mönche Chor;
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne d'raus hervor.

Seine Geige mit zu führen,
War des Geigers letzte Bitt',
„Wo so viele musiciren,
Musicir' ich Geiger mit!"

An Cäcilias Kapelle
Jetzt der Zug vorüber kam,
Nach des offnen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehasset,
Seufzt: „das arme Geigerlein!"
„„Eins noch, bitt' ich — singt er — lasset
Mich zur Heil'gen noch hinein!""

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals sein Leid,
Und er rührt die Himmlischmilde:
Horch! melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh,
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten gold'nen Schuh.

Voll Erstaunen steht die Menge,
Und es sieht nun jeder Christ,
Wie der Mann der Volksgesänge
Selbst den Heil'gen theuer ist.

Schön geschmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohl gestärkt mit Geld und Wein,
Führen sie zu Sang und Tänzen
In das Rathhaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergessen,
Schön zum Fest erhellt das Haus,
Und der Geiger ist gesessen
Obenam beim lust'gen Schmaus.

Aber als sie voll vom Weine,
Nimmt er seine Schuh' zur Hand,
Wandert so im Mondenscheine
Lustig in ein andres Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch so arm gegangen —
Und es muß getanzet seyn.

Drum auch hört man geigen, singen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wem alle Saiten springen,
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becher klingeln, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer schallen
Selbst aus Trümmern lust'ger Klang.

J. Kerner.

Karl der Große und der Siebenrohr-Brunnen in Heilbronn.

Als unser Vaterland noch in der dichtesten Nacht heidnischen Aberglaubens versunken war, kamen aus einem fernen Lande, in dem schon gar frühe sich die Herzen der sanften Macht der Wahrheit öffneten, die Apostel des Friedens, die Lehre des Christenthums in deutsche Wälder zu pflanzen und den Menschen mildere Wohnsitze zu bereiten. Nicht Ehre und Ruhm bei Menschen, wohl aber Spott und Verachtung, ja selbst ein blutiger Tod waren es, was ihnen beschieden war. Unter ihnen kam auch Kilian, ein frommer Mann, an den Main und Neckar, in diesen unwirthbaren Gegenden ein Werkzeug in der Hand seines Herrn zu werden. Eine frische Quelle war der Sammelplatz derer, die sich zum Evangelium bekehrten und hier die heilige Weihe empfingen.

Schon manchen Saamen des lauteren Evangeliums hatte der fromme Kilian ausgestreut, drum ging er nun von dannen, wie der Säemann, der nun dem Herrn das Gedeihen überläßt, um ein anderes Feld anzubauen; doch nur zu bald hatte der Herr seinen Diener dazu ausersehen, durch blutigen Tod ein Zeuge für die Göttlichkeit seines Evangeliums zu werden. Und wie das Heilige in der Menschen Hände so oft entstellt wird, so gewann auch gar bald nach Kilians Tode in den Gegenden des Neckars hie und da die Finsterniß wieder

die Oberhand über das Licht in den Herzen der Menschen, und die Quelle, an der Kilian einst getauft hatte und wo nun ein Schüler desselben die Weihe ertheilte und das Wort des Herrn verkündete, wurde immer seltener besucht.

Nach vielen Jahren sandte der Herr seinem Volke einen frommen Kaiser, Karl genannt, einen starken Pfeiler für die Sache seines Wortes. Er sah allenthalben in seinem Lande — wie es einem frommen Fürsten ziemt — nach seinen Kindern, half, wo zu helfen war, strafte, wo er nach Gottes Ordnung strafen mußte, tadelte und lobte, wo er's für nöthig fand, und stiftete überall Heil und Segen.

Unweit des Neckars, da wo die Sulm sich mit ihm vereinigt, liegt ein Berg, der Scheuerberg genannt, an dessen Füßen sich ein Thälchen hinzieht. Noch war hier an keine lachenden Gefilde, an keine grünen Auen zu denken. Auf den Bergen und in den Gründen standen uralte Eichen, über deren Gipfel das Gekrächze der Raubvögel durch den Forst hin schallte, während der furchtbare Ur in ihrem Schatten weidete und der Eber ihre Wurzeln durchwühlte. In diesem Forste jagte einst Karl. Von Durst getrieben, suchte er mit einigen seines Gefolges eine Quelle und fand eine, deren krystallhelles Wasser ihn wunderbar erquickte. — Da nahete sich ein Priester, dessen Aeußeres Gram und Kummer verrieth. Ein Blick des Kaisers ermuthigte ihn, also zu sprechen: „Es ist für mich gar schlimme Zeit; vor vielen Jahren hat der fromme Mann Gottes Kilian hier das Evange-

lium gepredigt und den Gläubigen mit dem Wasser dieser Quelle die heilige Taufe gegeben; aber nun steht sie verödet, denn Niemand will sich mehr taufen lassen, und auch in den Herzen derer, die einst glaubten, ist es wiederum finsterer geworden; heidnische Priester schleichen umher, die Menschen zu berücken und ich wandle als ein müßiger Diener des Herrn." — „Sey getrost," entgegnete ihm Karl, „ich will es versuchen, deinen Kummer zu lindern, so anders der Herr mir Kraft und Gedeihen dazu gibt; denn so wahr ich Kaiser bin, das Werk meines Herrn soll nicht durch Menschenhände befleckt werden. Und so wie ich hier an dieser Quelle meinen leiblichen Durst gestillt habe, so will ich sie auch zu einem Borne himmlischen Segens für die Seelen der Menschen machen."

Mit frommem Eifer berief Karl eine Menge Arbeiter, und ließ auf der Quelle ein Gotteshaus erbauen, darin das Werk des Evangeliums zu bestellen und wieder auf's Neue zu beleben. Er selbst ermahnte die Arbeiter, keinen Fleiß und keine Mühe an einem so heiligen Werke zu sparen. Bald war der Bau vollendet, die Wälder gelichtet und in freundliche Auen verwandelt. Auch wirkte das Beispiel des frommen Kaisers, der sich hier als ein demüthiger Knecht seines Herrn gezeigt hatte, so schnell, daß auch das Evangelium wieder größeren Fortgang gewann. Dem Gotteshaus mehr Ansehen zu verleihen, ließ er in dessen Nähe sich ein eigen Haus erbauen, und die Quelle nannte er den Heiligbrunnen. Eine Menge von Menschen siedelten sich bald an um

das Gotteshaus. Noch hört man das Rauschen der Quelle, wie die Stimme eines abgeschiedenen segenspendenden Geistes.

Die Glocke auf der Burg Wunnenstein.

Der Ruf zum Zuge in's heilige Land und zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen erscholl in den deutschen Gauen und manch alter Ritter suchte noch einmal sein Schwert, seine Kraft in heiligem Kampfe zu bewähren. Da sah der Ritter Stein von Wunnenstein auf seiner Burg, wie ein Zug von Rittern und Knappen das Neckarthal herauf kam. Er sandte, zu fragen, was dieses zu bedeuten habe; und als ihm die Antwort durch sie ward: es sey nur Eines, was jetzt aller Gläubigen Herzen bewegen könne — die Schmach zu rächen, so dem Grabe des Erlösers angethan werde, da sattelte auch der Ritter sein Roß und schloß sich an zum Zug in's heilige Land. Nach langer mühsamer Reise betrat er endlich mit seinen kreuzfahrenden Brüdern den Boden desselben und unwillkührlich sanken Alle zur Erde, zu dem Herrn flehend, daß er ihnen vergönnen möchte, in Demuth das schwere Werk zu seiner Ehre zu vollenden. Es war eben Wonnemond, als schon die Zinnen von Jerusalem ihnen aus der Ferne entgegen winkten; ein unendliches Jubelgeschrei erfüllte die Luft und Freudenthränen stürzten aus Aller Augen. Aber noch stand den Kreuzführern der heißeste Kampf

bevor, und da that mancher Mann, obgleich Aller Herzen sich dem Kampf entgegen sehnten, ein stilles Gelübde, und auch unser Ritter that das fromme Versprechen, daß, sollte es ihnen mit des Herrn Hülfe gelingen, das heilige Werk auszurichten, er eine Kirche auf seiner väterlichen Burg erbauen wolle, darin den Herrn für solche Gnade zu preisen. Der Kampf um die Mauern der heiligen Stadt begann und mit ihm ein fürchterliches Blutbad. Als endlich das Panier der Christen von den Zinnen wehte, fraß das Schwert alles Lebendige, und erst, als die Besinnung wiedergekehrt war, dachten die Krieger mit unserem Ritter darauf, ihre Waffen vom Saracenenblute zu reinigen. Mit entblößtem Haupte und barfuß eilten sie nach den heiligen Orten, und die Stadt, die noch eben von dem wilden Geschrei des Mordes erschallte, war nun erfüllt mit Gebeten und Lobgesängen zur Ehre Gottes.

Nach Jahren kehrte auch Ritter Stein von Wunnenstein auf seine väterliche Burg zurück, und begann, seinem Gelübde getreu, den Bau einer Kirche. Sie ward dem heil. Michael geweiht und bald that sie ihre schützende Kraft kund, denn kein Hagel und kein Ungewitter traf die umliegende Markung. Eine geweihte Glocke, von ungeheurer Größe, die jedes Ungewitter verscheuchte, hing auf dem Thurme. Oft wohl mochten bei heiterem Wetter die Bewohner von Heilbronn ihren Klang vernehmen, der die ganze Gegend, nur gerade nicht für sie segenbringend war, denn die Ritter der Burg waren den Heilbronnern eben nicht sonderlich hold, und manches

Ungewitter, glaubte man, habe sie aus geerbter Feindschaft den Städtern zugeschickt. Darum trachteten sie auch nach derselben; doch lange vergebens, bis endlich die Stiftsdamen von Obristenfeld, denen Kirche und Gemeinde eine zeitlang gehörten, sie gegen eine große Summe Geldes abtraten. In allen umliegenden Orten war tiefe Trauer; als man das wohlbekannte, segenbringende Geläute nimmer hörte und die Heilbronner im Triumph die Glocke ihrer Stadt zuführten. Die Reichsbürger empfingen sie unter feierlicher Begrüßung, sie wurde eingesegnet, auf den Thurm der Hauptkirche gebracht, und da stand nun der Rath mit der ganzen Bürgerschaft, das erste Geläute erwartend. Aber umsonst, sie gab keinen Ton von sich; Geisterbanner und Priester sprachen ihre Formeln, aber sie schwieg; man betete, man sang, man hielt Messe, aber kein Laut ließ sich vernehmen, da siegte die Furcht vor der Strafe des Himmels, und die Städter selbst brachten sie wieder in ihr Heiligthum zurück. An der Gränze empfingen sie Schaaren fröhlicher Menschen, die sie wie eine Mutter vermißt hatten. Um keine Zeit zu verlieren, nahm sie ein Landmann, der eben vom Felde kam, auf seinen Wagen, und zum Zeichen der Gnade des Himmels zog ein Paar Stiere mit raschen Schritten die schwere Glocke den steilen Berg hinauf, welche die Städter mit zwölf Pferden kaum von der Stelle gebracht hatten. Als sie wieder auf dem Thurme hing, ließ sich das Volk auf die Knie nieder, dankend dem Herrn für solche Gnade. Von nun an verkündet wieder ihr Geläute der Umgegend den

Segen, den der fromme Ritter aus dem gelobten Lande in seine Heimath mitnahm. — Noch steht die Ruine dieses Thurmes, weithin im Lande sichtbar.

Die Ritter von der Altenburg.

Hoch auf der Alpe steilem Rand
Die Altenburg vor Zeiten stand,
Sie blickt in Trümmern öd' und kahl
Bei Reutlingen herab in's Thal.

Drin wohnt' ein sonderbar Geschlecht,
Des Morgens Herrn, des Mittags Knecht,
Und Abends zogen sie zu Roß
Als Räuber aus dem Felsenschloß.

In rothen Mänteln sah man sie
Zur Kirche zieh'n, wenn Morgens früh
Zur heil'gen Meß die Glock' erklang,
Als Edelherrn, in ernstem Gang.

Des Mittags bauten sie das Land
Als Knecht in rauhem Zwilchgewand,
Sie lenkten selbst, die Hand am Pflug,
Des Rosses und der Stiere Zug.

Des Abends zogen sie zu Wald,
Zu Roß, den Harnisch umgeschnallt,
Auf sich're Wand'rer lau'rten sie
Im Hohlweg dort, im Dickicht hie.

Und war ihr Tagwerk so vollbracht,
Vertheilten sie den Raub bei Nacht,
Kein Kaufherr zog Nachts ohne Scheu
Am Altenburger Schloß vorbei.

Vor Achalms Veste bangt' ihm nicht,
Sie sah mit freundlichem Gesicht,
Von ihres Berges grünem Plan,
Nicht, wie die Altenburg, ihn an.

Er dacht', der Mann, der sie erbaut,
Hat auf die Allmacht auch vertraut,
Und ruhiger in seinem Sinn
Zog er am Fuß der Achalm hin.

Die Kapelle.

Bei dem friedlichen Dörfchen Dallau, eine Stunde von Mosbach, liegt ein Berg von mäßiger Höhe, auf welchem vor Zeiten ein Frauenkloster stand. Auch die Ruinen desselben sind jetzt verschwunden mit seinem Namen, doch hat sich das Andenken davon noch in dem Namen der obersten Bergspitze erhalten, welche die Kapelle heißt. Als die Hunnen das deutsche Land überzogen und verheerten, lebten in diesem Kloster zwölf junge Nonnen mit ihrer betagten Vorsteherin. Sie waren sämmtlich aus den edlen Geschlechtern der Gegend und von unsträflichem Wandel. Da die Feinde sich dem Neckarthale näherten, geriethen sie in große Angst, denn

allenthalben verübten die zuchtlosen Schaaren der Fremden unerhörte Frevel. Einst verharrten die Jungfrauen bis um Mitternacht im Gebet und flehten zum Himmel um Schutz und Rettung, da läutete es an der Klosterpforte. Ein alter Mann mit kreideweißem Barte, aber von ehrwürdigem Ansehen, bat um Einlaß und Nachtherberge. Freundlich nahmen die frommen Frauen den Wanderer auf und setzten ihm Speise und Trank vor. In seinem Antlitze lag eine Hoheit und Milde, welche Ehrfurcht und Vertrauen zugleich erweckten. Die Klausnerinnen theilten ihm ihre Besorgnisse mit und baten um seinen Rath.

Wie Ihr an mir Erbarmen geübt habt, sagte der Greis, so wird Gott auch Eurer sich erbarmen, denn er hört das Flehen der frommen Unschuld. Mein Rath ist aber, Ihr laßt alsbald dreizehn Todtensärge verfertigen und sie in die Kapelle stellen: Nahen sich die Feinde diesen Mauern, so schmückt Ihr Euer Haupt mit Blumenkränzen und legt euch in die Särge wie Verstorbene. Ich werde wieder kommen zu derselben Stunde, da die Feinde in dieses Gotteshaus dringen und Euch segnen.

Die Jungfrauen thaten, wie der Greis sie geheißen. Sie ließen in Eile dreizehn Särge verfertigen, und als sie das Geschrei und den Lärm der heranziehenden Hunnen vernahmen, setzte eine der andern den Kranz aufs Haupt und sie legten sich in die Särge, die Hände über der Brust gefaltet. Plötzlich kam der Greis in kirchlichem Gewand und begleitet von zwei wunderschönen Chorknaben aus der Sakristei geschritten und verrichtete

die Gebräuche, wie sie bei Beerdigungen gewöhnlich sind, denn die Jungfrauen waren wirklich eingeschlummert, um jenseits, im Lande der Ruhe, wieder zu erwachen. Kaum war die letzte Segnung zum Frieden aus dem Munde des Greises, als die Hunnen hereinstürzten, aber von einem plötzlichen Schreck gefesselt wurden. Der Greis hatte eine edle, hohe Jünglingsgestalt angenommen, eine Glorie umgab sein Haupt und über die todten Jungfrauen verbreitete sich ein goldner Schimmer. Von namenloser Angst ergriffen stürzten die Kriegsknechte aus der Kapelle und dem Kloster fort und keiner wagte es mehr, die Spitze des Berges zu betreten. Als nun das Land wieder von den wilden Horden gereinigt war, kehrten die Umwohner des Klosters in ihre Hütten zurück und wollten auch nach alter Gewohnheit dem Gottesdienste auf dem Berge wieder beiwohnen, aber sie fanden mit Erstaunen die Zellen verlassen und in der Kirche erhoben sich dreizehn Gräber, jedes bezeichnet mit einem Kreuze, auf dem Kreuze die Namen der zwölf Jungfrauen und ihrer Vorsteherin.

Die Mädchen-Felsen im Brenzthale bei Eselsburg.

Seht dieser Felsen Zwillingspaar!
Ein jeder dieser Felsen war
Ein Mädchen einst; dort oben stand
Hoch auf des Berges steilem Rand

Ein festes Schloß mit hohen Zinnen,
Ein altes Fräulein wohnte drinnen.

Gequält von Rachsucht, Neid und Schaam
War sie dem Volk der Männer gram,
Der alten Eselsburger Blut
Trug sie im Herzen rauhen Muth,
Und glich, wenn dem Gerücht zu trauen,
An Wildheit Männern mehr als Frauen.

Es barg ihr unmuthsvolles Herz
Getäuschter Liebe bittern Schmerz,
Es glüht in der verwelkten Brust
Des Hasses früh genährte Lust,
Auch sah man selten sie den Hallen
Der alten Felsenburg entwallen.

Nur in des Waldes tiefem Grau'n
War manchmal Abends sie zu schau'n,
Sie sammelte im Mondesschein
Geheimer Kräuter Wurzeln ein,
Drum sprach man längst schon in der Runde:
Mit Geistern stehe sie im Bunde.

Auch oft in stiller Mitternacht
Erbraust's, wie Satans wilde Jagd,
Und zog in raschem Windeslauf
Des Schlosses steilen Pfad hinauf;
Die Müllerin vernahm mit Grausen
Oft durch das Thal der Geister Sausen.

Manch Ritter kam zu Fuß und Roß,
Doch keinem thät sich auf das Schloß;

Denn rauhen Sinns und Männerscheu
Blieb dem Gelübde sie getreu,
Durch ew'gen Haß sich an dem frechen,
Untreuen Männervolk zu rächen.

Auch mußt' ihr schwören jede Magd,
Die ihr zum Dienst sich zugesagt,
Mit eines heil'gen Eides Schwur, —
Sonst würde plötzlich auf der Spur
Verfolgend sie die Rache fassen, —
Der Männer falsch Geschlecht zu hassen.

Und treu der Herrin jede Magd
Den Eid hielt, den sie zugesagt,
Bis in des Thales frischem Grün
Ein holder Fischerknab' erschien,
Der zu der Brenz krystall'nen Wogen
Mit Netz und Angel kam gezogen.

Des luft'gen Fischers Lied erklang
Hoch zu der Burg hinauf, und drang,
Erweckend süße Liebeslust
Den Mägdlein tief in Ohr und Brust,
Mit jedem Abend kam er wieder
Und sang beim Fischen seine Lieder.

Und zwei der Mägdlein von dem Ton
Der Lieder hingerafft, entfloh'n
Der engen Haft im Mondesstrahl
Und schlichen still hinab ins Thal,
Mit Wassereimern auf den Köpfen,
Als gingen Wasser sie zu schöpfen.

Oft trieben in des Abends Kühl
Die Liebenden ihr süßes Spiel,
Es barg vor fremder Lauscher Blick
Der grüne Strauch ihr sel'ges Glück;
Doch dauernd ist kein Glück zu loben,
Ein Aug' hat sie erspäht von oben!

Und plötzlich zückt ein Wetterstrahl
Mit dumpfem Donnerschlag durch's Thal,
Emporgestreckt aus süßer Lust
Erstarrt das Herz in ihrer Brust,
In Felsen steh'n verwandelt Beide
Hart an dem Fluß auf grüner Haide.

Noch starrt in ihrer Liebe Grab
Das Schwesternpaar ins Thal hinab,
Auch sieht man eingehöhlt in Stein
Die Eimer, und im Mondesschein
Vernimmt man oft wie menschlich Stöhnen
Aus beiden Felsen Seufzer tönen.

Magenau.

Staufenberg in der Ortenau.

Auf der alten Burg Staufenberg, die der Großherzog Leopold von Baden wieder in gewöhnlichen Stand hat setzen lassen, hatte Peter Dimringer, der stattliche Ritter, einst seinen Sitz. Eines Pfingsttages früh hieß er der Sage nach den Knecht das Roß satteln, um gen Nuß=

bach hinab zur Metten zu reiten. Unterwegs, am Eingange des Waldes, da, wo drei alte Eichen einen Brunnen überschatten, sah er auf einem Stein eine wunderschöne, reichgeschmückte Jungfrau mutterallein sitzen. Er grüßte und sie erwiederte den Gruß, ihn holdselig anblickend. Da ging dem Ritter das Herz alsbald in Liebe auf und er schwang sich rasch von seinem Roß, ihr die Hand bietend und setzte sich neben sie zu traulichem Gespräch. Die Schönheit ihrer Gestalt und die sinnigen Reden, die ihr lieblich über die Rosenlippen floßen, bestrickten sein Herz nach Kurzem so, daß er von seiner Liebe zu ihr sprach. „Ich bin keine von den Töchtern der Menschen," erwiederte sie ihm, „sondern eine Wasserjungfrau. Wer sich mit mir verbindet — das merkt wohl, Herr Ritter! — dessen Treue muß rein bleiben, wie die Quelle hier, die meine Wohnung ist, und fest wie der Stahl Eures Schwertes! Untreue brächte Euch den Tod und mir unendlichen Jammer; denn ewig, wie unsere Liebe, so ist auch unser Schmerz!" — Da schwur der Ritter ihr ewige Liebe, ewige Treue. Hierauf reichte die Jungfrau, die ihn schon lange heimlich geliebt hatte, ihm einen kostbaren Ring, und er schloß sie entzückt in seine Arme, an seine Brust. Als der Morgen des Tages erschien, an welchem der Staufenberger die Geliebte als Hausfrau heimführen wollte, fand er, aus dem Schlafgemache tretend, auf einem Tische des Saals drei zierlich geflochtene Körbchen mit Gold, Silber und Edelsteinen glänzend angefüllt. Es war die Morgengabe seiner Braut, die bald darauf, von mehreren Gespielinnen begleitet, zur Trauung erschien.

Vorher aber gab sie dem Ritter in einem Nebengemache noch einmal zu bedenken, welchen Schritt er thue, und daß, wenn sein Herz je gegen sie erkalte und für eine andere warm werde, sein Leben verwirkt sey. „Als Zeichen des nahen Verderbens," sagte sie, „werdet Ihr dann nichts weiter von mir sehen, als diesen meinen rechten Fuß." Der Ritter wiederholte den frühern Schwur in trunkener Liebe und die Trauung wurde nun vollzogen. Schöne Tage voll Lust und Heiterkeit flogen an den Glücklichen vorüber. Ehe die Sonne noch ihren Jahreslauf zurückgelegt hatte, beschenkte die junge Frau den Ritter mit einem herrlichen Knaben. Bald darauf sollte in Frankfurt ein neuer König für Deutschland gewählt werden. Dahin zog auch der Staufenberger mit vielen andern Dienstmännern und Edelleuten, nachdem er von der weinenden Gattin beschworen worden war, ihrer und des geliebten Säuglings nicht zu vergessen. Hier that er sich im Ritterspiel und auf andere Weise so hervor, daß er die Augen des Königs auf sich zog und dieser ihm endlich sogar seine Nichte, die ein wahrer Ausbund von Schönheit war, zur Ehe antragen ließ. Obschon nicht gleichgültig gegen die Reize der schönen Fürstentochter und gegen die Ehre, in so hohe Verwandtschaft zu kommen, war er doch redlich genug zu gestehen, daß er bereits verheirathet sey. Da wünschte der König die Geschichte seiner Verheirathung zu vernehmen und er erzählte sie ihm offenherzig. „Hier," sagte der König kopfschüttelnd, „hat der böse Geist sein Spiel, und Ihr, Ritter, müßt um Eurer Seele willen

den heillosen Bund so schnell als möglich aufzulösen suchen.“ Dasselbe bestätigte der herbeigerufene Hofkaplan und versicherte zugleich, der Zauber werde schwinden, sobald der Ritter von des Priesters segnender Hand eine christliche Gattin empfange. Also wurde der Staufenberger leicht beredt, sich mit der schönen Fürstentochter zu verloben und die Zeit der Trauung festzusetzen. Aber wenige Tage nachher brachte ein Knecht ihm die Botschaft, daß seine Gemahlin und sein Kind plötzlich von der Burg verschwunden seyen, und zwar, wie sich bei weiterem Nachforschen ergab, gerade an dem Tage und in der Stunde, wo er seine neue Verlobung gehalten. Hierdurch fast noch mehr in dem Glauben an höllischen Trug bestärkt, sah er der Hochzeit, die nach seinem Willen in der Ortenau gefeiert werden sollte, mit ziemlich leichtem Herzen entgegen. Der festliche Tag brach an. Als die Gäste fröhlich bei der Tafel saßen und auch der Ritter lustig und guter Dinge war, fiel sein Auge von ungefähr auf die Wand, und siehe da! plötzlich kam ein niedlicher Frauenfuß, weiß wie Elfenbein, zum Vorschein und blieb eine geraume Zeit sichtbar. Da erblaßte der Ritter: denn die Warnung der Wasserjungfrau stand furchtbar vor seiner Seele. „Freunde!“ rief er verstört aus, „ich bin des Todes!“ indem er mit der Hand auf die Erscheinung hindeutete. Da überfiel Alle schauriges Grauen, die Musik verstummte und nach wenigen Augenblicken brach sein Herz, das die versprochene Liebe und Treue nicht zu bewahren gewußt hatte.

Des Glöckleins Mahnung zu Königsbronn.

Wer zieht das Glöcklein vor dem Fenster?
  Das Glöcklein schallt mit voller Macht;
Wer weilt zur Stunde der Gespenster
  In tiefer stiller Mitternacht
Noch unten an des Pfarrhofs Schwelle?
  Doch ringsum ist es öd und still,
Vielleicht ein neckender Geselle,
  Der nur die Schläfer stören will?

Und wieder mit verstärktem Klange
  Ertönt das Glöcklein — und der Ruh
Enteilt der Pfarrherr flink und bange
  Und rennt aufs neu dem Fenster zu;
Doch schweigend wie die Todtenhalle,
  Ruht unter ihm des Hofes Plan
Wie vorhin: Nur der Hahn im Stalle
  Kräht, schon erwacht, den Morgen an.

Und wie er nun am andern Tage
  Das Räthsel sich zu lösen saß,
Erscheint der Küster mit der Frage:
  „Ob er den heil'gen Veit vergaß?"
Sonst, sprach er, theilten Eure Hände
  Am heil'gen Veit in Gottes Haus
Dem armen Volk die fromme Spende
  Der Gräfin Anna selig aus.

Wo aus des hohen Felsen Halle
Der Brenz krystall'ner Quell entspringt,
Des Eisens störrige Metalle
Der Ofen Glut zu schmelzen zwingt,
Dort lebte längst schon Gräfin Anne
Vom alten Stamm der Helfenstein,
In ihres Schlosses stillem Banne
Nur sich und ihrem Gott allein.

Sie trug im Leben mild Erbarmen
Mit Andrer Mißgeschick und Noth,
Und hinterließ zum Trost der Armen
Ein reich Gestift noch nach dem Tod:
An Vitus soll das Volk die Gabe
Aus seines Pfarrherrn Hand empfahn,
Versäumt er diesen Tag, — dem Grabe
Entsteig' ich selbst und mahn' ihn an.

Nun war der Pfarrherr straks im Reinen
Und durch des Küsters Frag' ihm klar,
Daß es der sel'gen Frau Erscheinen
Und die gedrohte Mahnung war,
Er schiebt es länger nicht auf morgen,
Eilt ungesäumt in Gottes Haus,
Sein Amt getreuer zu besorgen,
Und theilt dem Volk die Spenden aus.

Und was sie sterbend noch gesprochen
Hielt sie auch treu noch manches Jahr,
Ward frevelnd ihr Gesetz gebrochen,
Erklang das Glöcklein wunderbar;

Manch alter Pfarrherr kann's bezeugen,
Der aus dem Schlummer aufgestört,
In stiller Mitternächte Schweigen
Des Glöckleins lauten Klang gehört.

Die geizigen Brüder.

Die letzten Besitzer der Burg Windeck in Baden waren ein paar Brüder, die sich durch nichts, als durch ihren Geiz auszeichneten. Dieser bestimmte sie, sich nicht zu verheirathen. Sie machten weder Besuche, noch nahmen sie solche auf ihrer Burg an. Die einzige Gesellschaft, die sie hatten, war eine Blaumeise und die bekam jeden Tag eine Nuß. Nach einiger Zeit aber berechneten sie, daß, wenn das Vöglein täglich seine Nuß haben müsse, dieß in Einem Jahre doch immer 365 Nüsse koste, die man besser in Geld verwandeln könne, und ließen es flugs zum Fenster hinausfliegen.

Kloster Maulbronn.

Sieh, Wandrer! hier am Thurm in Stein
Abkonterfeit ein Eselein,
Es soll die Nachwelt noch belehren,
Was hier geschah zu Gottes Ehren!

Der Väter Andacht hat vertraut
Dem frommen Thier und hier erbaut
Ein Kloster, und aus treuen Händen
Es wohl begabt mit reichen Spenden.

Zwar seiner Zierde längst beraubt,
Ragt doch noch stolz sein graues Haupt
Aus tiefem Grund mit seinen Thürmen
Und seiner Mauern festen Schirmen.

Zum frommen Bischof Günther trat
Der Mönche Botschaft einst und bat,
Der hartbedrängten Zeiten wegen,
Um seinen Schutz und seinen Segen.

Herr! sprachen sie, der edle Greis
Von Lomersheim hat Gott zum Preis
Ein Haus, zum Heil auch frommer Seelen,
Uns zwar erbaut in seinen Pfählen.

Doch ach! auf eitel Sumpf erbaut,
Ist es von Wäldern rings umgraut,
In welchen schlimme Vögel nisten,
Die nur auf Mord und Raub sich rüsten.

Frei brechen sie mit kühnem Muth
In's Klösterlein; das heil'ge Gut
Ist selber in des Tempels Hallen
Gesichert kaum vor ihren Krallen.

Sie schirmt des Dickichts düstre Nacht,
Und schwach, o Herr! ist unsre Macht,

Drum flehen wir: Verleiht uns Armen
Ein mild'res Plätzlein aus Erbarmen!

Und tief gerührt von ihrer Noth
Thät Günther, was sein Herz gebot,
Er sprach: Von meinen Gütern allen
Wählt Euch ein Plätzlein nach Gefallen!

Erfreut verließ der Mönche Chor
Den Bischof; — nun, sprach der Prior,
Soll uns der Himmel selbst verkünden,
Wo wir das Kloster mögen gründen.

Oft wird durch schlechter Thiere Mund
Den Menschen Gottes Wille kund,
Wie schon vor vielen hundert Jahren
Dort der Prophet an sich erfahren.

Und drum, ihr Brüder! wählen wir
Zum Führer ein prophet'sches Thier,
Den Esel, uns, den grauen Rücken
Soll ihm der heil'ge Chrysam schmücken!

Nach dieser heil'gen Weih' Empfang
Zieh er hinaus, wohin der Drang
Des innern Lichtes ihn wird mahnen,
Wir folgen ihm mit Kreuz und Fahnen.

Und wo er nach des Weges Last
Sich niederlegt zu süßer Rast,
Da will der Herr durch ihn verkünden,
Daß wir das neue Kloster gründen.

Und freudig trat die Klerisei
Des Priors weisem Ausspruch bei,
Bald sah man aus den vor'gen Hallen
Die Esels-Ambassade wallen.

Doch langsam schritt nach freier Wahl
Das träge Thier durch Wald und Thal,
Und schlecht bekam den Herrn das Fasten,
Der Führer wollte nirgends rasten.

Ach! seufzten sie: Wie freundlich blickt
Die Rebenflur, so reich geschmückt,
Mit gold'ner Frucht zu uns von drüben,
Möcht' es dem Esel dort belieben!

Und kaum, daß sie die Götterkost
Geschmeckt, der Trauben süßen Most,
Werth, mit Elfingerwein ihn zu lecken,
Begann der Esel sich zu strecken.

Ein lärmend gratias erscholl;
An einem Born, der kühlend quoll,
Warf er, die Glieder zu erquicken,
In's Grüne sich von freien Stücken.

Und plötzlich beugt ein jedes Knie
Sich um ihn her voll Sympathie;
Es ward von den entzückten Zungen
Sein Lob gestammelt und gesungen.

Und hier, wo er Sieste hielt,
Und sich am Brunnen hat gekühlt,

Im stillen Thal voll goldner Reben
Sah man das Kloster sich erheben.

Und zu des Esels ew'gem Ruhm
Ward drauf das neue Heiligthum
Maulbronn genannt; — das Bild des Grauen
Ist, wie gemeldt, am Thurm zu schauen.

Wie baß im neuen Canaan
Die frommen Väter sich gethan,
Bis Herzog Ulrich sie vertrieben,
Steht in der Chronika geschrieben.

Magenau.

Der Ritter Rodenstein.

In den stürmischen Fehdezeiten des Mittelalters hauste auf der Burg Rodenstein im Odenwald ein Ritter, tapfer und schön von Gestalt, aber fürchterlich all seinen Nachbarn, denn nur Jagd und Fehde waren seine höchste Lust, und noch hatte sein Herz nicht Frauenliebe empfunden.

Als einst der Pfalzgraf bei Rhein ein Turnier zu Heidelberg ausgeschrieben und dazu alle Ritter der benachbarten Gaue eingeladen hatte, erschien auch der stattliche Rodenstein auf der Burg zu Heidelberg. Aller Augen waren auf die schöne jugendliche Rittergestalt gerichtet. Tapfer, wie überall, hob er alle Gegner aus dem Sattel und erhielt von der Königin des Festes, der schönen und edlen Marie von Hochberg, den Ritterdank.

Doch Rodenstein sah nur die schöne Geberin: sein Herz war zum erstenmal von Liebe besiegt. Es war nicht des raschen Ritters Sache, die Schmerzen der Liebe lange in seinem Busen zu verbergen. Bald fand er Gelegenheit, der holden Marie sie zu klagen, und der schöne und tapfere Ritter fand Gnade vor ihren Augen. Sie wurde sein Weib, und fröhlich führte er sie auf seine Burg Rodenstein. Alles freute sich, den eisernen Ritter in der Liebe Fesseln zu sehen. Die ersten Flitterwochen ihrer Ehe verlebten sie in ungetrübter Seligkeit; die sanfte Marie milderte bald das Wilde und Rauhe in des Ritters Leben, und schon schien er in ihren Armen Jagd und Fehden vergessen zu haben. — Doch bald erwachte wieder die Leidenschaft der Jagd und damit die zu Kampf und Fehde, und nur zu schnell zeigte sich auch hierzu Veranlassung. Denn beleidigt von einem Nachbar, rüstete er sich, blutige Rache zu nehmen.

Bitten, Thränen, Flehen der sanften Marie waren umsonst. Zürnend gebot ihr Ritter Rodenstein zu schweigen, wo es des Mannes Ehre gälte. Schon stand er kampfgerüstet an des Schlosses Thoren, da warf sich Marie, überwältigt von Schmerz, zu seinen Füßen und bat ihn unter tausend Thränen, nicht zu ziehen — eine Ahnung sagte ihr, er werde nicht zurückkehren. Doch wüthend schleuderte er das zarte Weib von sich, daß sie ohnmächtig niedersank, und bestieg sein Streitroß. Die gemißhandelte Gattin gebar einen todten Knaben, und auch ihr Herz brach im Tode.

Indeß erlauerte Ritter Rodenstein, im Dickicht unfern

der Burg Schnellert, seinen Feind. Schlaflos lag er auf dem Moose, als der Schlag der Geisterstunde aus der nahen Burg herüber tönte. Da plötzlich gewahrte er von Rodenstein her durch des Waldes Dunkel eine bleiche Gestalt mit einem Kindlein in dem Arme ihm entgegenschweben. Das Haar sträubte sich auf dem Haupte des sonst so furchtlosen Ritters, denn er erkannte in der Gestalt seine Marie, mit einem Kindlein auf dem Arme. Auf einmal stand sie vor ihm mit geisterbleichen, aber ihm wohlbekannten Zügen, die einst sein Herz der Macht der Liebe geöffnet hatten. Langsam erhob sie die Rechte, gen Himmel deutend, und begann mit dumpfer klagender Stimme:

Für Liebe hast du mir mit Wuth begegnet,
Der Gattin Treue hast du roh verschmäht,
Nicht achtend, daß der Himmel mich gesegnet;
Und dann das Weib zur Heiligen erhöht;
Gewürgt hast du die Mutter mit dem Kinde,
Da dir das Glück der Vaterfreuden blüht;
Jetzt straft der große Richter deine Sünde,
Daß nach dem Tod dich noch die Ruhe flieht.
Von Burg zu Burg soll, ohne Rast zu finden,
Dein Geist dem Volke Krieg und Unheil künden.

So sprach sie und verschwand. Bald darauf ging das Schicksal des harten Ritters in Erfüllung: Er fiel im Gefechte mit dem längst erwarteten Feinde. Halb todt trugen ihn seine Knappen hinüber zu dem Burgvogt

auf Schnellert, wo er nach wenigen Stunden verschied.

Zwar wurde er in geweihte Erde begraben — doch ging die Weissagung an ihm in Erfüllung. Er fand im Grabe keine Ruhe. Sein irrender Geist ist verdammt, Krieg und Fehde zu verkünden, bis auf den heutigen Tag. Ist die Zeit kriegsschwanger, so wittert er Blut — er verläßt ein halbes Jahr vor dem Ausbruche sein Grab in der Burg Schnellert und zieht mit einem zahlreichen Troß, unter gräßlichem Kriegsgetümmel, unter Lärmen und Geschrei, wie von Menschen und Pferden, Trommeln und Pfeifen, Hörnerschall und Peitschenknall, Wagengeprassel, in furchtbar grausigem Charivari, das die ganze Gegend erfüllt und den zitternden Landmann nach Hause jagt, durch die Wälder und Thäler hinan auf die Burg Rodenstein, um seine Schätze in Sicherheit zu bringen. Auf Rodenstein haust er nun, bis die Gebete der Menschen um Frieden erhört werden — dann begibt er sich, abermals sechs Monden vor geschlossenem Frieden, unter dem nemlichen Teufelsspuck, auf die Burg Schnellert zurück; dort treibt er keinen weitern Unfug und wird auch keinem Auge sichtbar.

In Oberkriesbach zeigt man eine Scheuer, durch welche der wilde Jäger seinen Weg nimmt, wenn er hinüber nach Rodenstein zieht.

Der Klopferle zu Sachsenheim.

Zu Sachsenheim im alten Schlosse
Wohnt' einst ein Geist vor alter Zeit,
Bekannt durch manche lust'ge Posse
Im Schwabenlande weit und breit.

Weil er des Nachts mit derbem Schlage
An Fässern pochte, ward der Fant
Vom Volk gewöhnlich, laut der Sage,
Der Meister Klopferle genannt.

Doch war er nicht nach Geister Sitte
Ein Murrkopf, diente jedem gern,
Ja, es bedurft' oft keiner Bitte,
Vernahm er nur den Wunsch von fern.

Wiewohl ihn nie ein Aug' erschaute,
So zeigte sich's doch sonnenklar,
Daß Köchin Suse die Vertraute
Des unsichtbaren Fremdlings war.

Denn wenn er in des Kellers Zwinger
Manchmal zu ungestüm verfuhr,
Bedurft' von ihrem Zeigefinger
Es eines ernsten Winkes nur.

Und wie ein Lämmchen kroch der Scheue
Zum Kreuz, so wild er auch begann,
Und blies, zum Zeichen seiner Reue,
Mit mildem Zephyrshauch sie an.

Er war bereit zu ihrem Dienste,
Fehlt' es an Holz im Küchenschrein,
So schob von selbst, durch seine Künste,
Ein Bündel schwebend sich herein.

Des Morgens früh, wenn sie erwachte,
War längst für sie des Dienstes Frohn
Von ihm erfüllt, hochlodernd krachte
Das Feu'r in allen Oefen schon.

Gebrach es ihr zu einem Feste
An Wein, an Wildpret ꝛc., — ohne Geld
Ward straks der Küchenschrank auf's beste
Mit Spenden aller Art bestellt.

Die alte Herrschaft selbst erkannte
Des dienstlustigen Geistes Müh'
Und der Verdienste Werth, und sandte
Ihm manchen gnäd'gen Gruß durch sie.

Oft kam ein Haufen lust'ger Gäste,
Und oft ein unwillkomm'ner Brief,
Der Herrn und Frau zum Hochzeitfeste
Auf's Schloß des fernen Freundes rief.

Bald sollt' der Herr mit seinen Knappen
Auf ein Turnier von hinnen zieh'n,
Des tapfern Sachsenheimers Wappen
Mußt' frischer Lorbeer stets umblüh'n.

Da pflog es dann um seine Kasse
Gar oft bedenklich auszuseh'n,
Frau Suse mußte vor dem Fasse
Sodann den Geist um Hülfe fleh'n.

In solchem Fall thät er das Beste,
Er lieferte, nicht ungalant,
Der gnäd'gen Frau zum nahen Feste
Die feinsten Spitzen aus Brabant.

Sie fand sie Morgens in dem Schranke;
Den gnäd'gen Herrn begrüßt' im Stall
Mit Zaum und Sattel an der Planke
Ein Hengst, stolz wie der Bucephal.

Und nebenher fand er im Schreine
Ein Röllchen von Dukaten schwer
Und Flaschen vom Extract der Weine,
Wo lebte je ein Geist, wie der?

Dafür war er denn auch im Hause,
— Und solcher Achtung war er werth, —
Von Herrn und Frau bei jedem Schmause
Mit Leckerbissen reich beehrt.

Frau Suse stellte sie im Keller
Ihm am gewohnten Plätzchen auf,
Geleert fand Abends sie den Teller,
Zum Lohn ein gold'nes Füchschen drauf.

So freundlich war es manches Jährchen
Im Sachsenheimer Schloß bestellt;
Doch endlich schied das alte Pärchen
Von Herrschaft selig aus der Welt.

Der junge Herr, ein luft'ger Prasser,
War nicht des alten Geistes Freund,
Und lang zu bitten war, den Spasser,
Als Herr vom Schloß er nicht gemeint.

In fröhlicher Gesellen Mitte
Saß er einst bei der Flasche Wein,
Man scherzt' und soff nach Ritter Sitte
Bis in die späte Nacht hinein.

Bald gab beim Glas ein Wort das andre,
„Zeigt mir der Gnome nicht den Ort,
Wo er den Schatz verwahrt, so wandre
Er straks aus meinen Mauern fort!“

So sprach der Herr; und mit dem Gruße
Stieg in des Kellers dunkles Grab
Laut weinend drauf die alte Suse
Auf des Gebieters Wort hinab.

„Weh ihm!!!“ versetzt' im tiefsten Basse,
Empor gestört aus seiner Ruh,
Der Klopfer hinter einem Fasse, —
„Ach, treue Suse! warn' ihn du!“

„Wenn ich, weh ihm! zum drittenmale
Aussprechen muß, macht er mich toll,
So ist für ihn und Euch die Schaale
Des jammervollsten Unglücks voll!“

Vergebens bat die fromme Suse
Den Ritter und den Kreis um ihn;
Man zwang sie, mit dem alten Gruße
Zum zweitenmal hinabzuziehn.

„Weh ihm!“ begann mit banger Stimme
Der Geist, „zerstört er meine Ruh',
Erwacht in nie erhörtem Grimme
Die Rache, geh' und warn' ihn du!!!“

Zum drittenmal stieg drauf ein Pfaffe
Auf des ergrimmten Herrn Befehl
Hinab, bewehrt mit heil'ger Waffe,
Mit Weihrauch, Crucifix und Oel.

Die Ritter harrten in dem Saale
Indeß, die Schwerter in der Hand,
„Weh ihm!" erscholl's zum drittenmale,
Und krachend stand das Schloß im Brand.

In Stücke sprang die Flügelpforte
Des Saales, und ein Ungeheu'r
Erschien, treu dem gegeb'nen Worte,
Mehr Thier als Mensch in blut'gem Feu'r.

Es hielt ein Eichenblatt im Munde,
Mit dreier Eicheln frischer Frucht,
Die Ritter fraß die Glut zur Stunde,
Versperrt war jeder Weg zur Flucht.

Die Landschaden von Steinach.

In den furchtbaren Fehdezeiten des Mittelalters lebte einst ein Bligger von Steinach. Landschade war sein Name — eine große Schändung ritterlicher Ehre. — Er wohnte in einer schon altergrauen, fast unzugänglichen Burg zu Steinach, genannt das Schwalbennest — so ging die Kunde jener Tage — ein Ritter, wild wie die Gegend, die er bewohnte, mit einem Herzen von Stein, wie der Felsen, worauf er genistet, zum Schaden

des Landes geboren, lebend und nährend sich vom Raube, Blute und Mord. — Es ist der Landschade! wiederholte das Echo der nahen und fernen Gebirge. Bligger, der Landschade, ist der Schrecken der ganzen Gegend; Bligger stört überall, wohin er kommt, Friede und Recht. Bligger wirft wehrlose Reisende nieder, plündert, mißhandelt; unwürdig ist er des Namens und der Würde eines Ritters. — So spricht die allgemeine Stimme, so geht die Klage zum Kaiser.

Unwillig über solchen Landfriedensbruch und Verletzung der kaiserlichen Gesetze, fordert Rudolph von Habsburg den Verbrecher vor Gericht, doch Bligger achtet nicht des kaiserlichen Gebots; er bleibt ruhig in seinem Felsenneste, wohl wissend, daß ihn hier auf dieser unwirthbaren Höhe und in seiner unzugänglichen Burg Niemand fangen wird. Da sprach der Kaiser über den Ungehorsamen die Acht und Aberacht aus. Furchtbar verfolgte Bliggern dieser Spruch des Kaisers auf allen Wegen und aller Orte. Vogelfrei erklärt, konnte er sich am Ende nicht mehr aus seiner Burg wagen.

Aber solch ein Leben war nicht nach Bliggers Geschmack. Auf Reisende zu lauern, mit Blitzesschnelle über den Felsen hinab zu eilen, Wehrlose niederzuwerfen und ihnen ihre Habe nehmen; in dunkler Nacht, wenn der Wind durch die hohen Eichen rauschte und das Gekrächze der Raubvögel durch die Fenster erscholl, auf den Raub auszureiten — das war Bliggers Leben, aber Ruhe sein Tod. Drum begann seine Kraft zu versiegen, seine

Gestalt zu welken, und eines Morgens fand man ihn entseelt im Burghof liegen.

Er ward begraben in unheiliger Erde, für den Geächteten die sichere und letzte Strafe; doch für die geächteten Kinder noch nicht. Auch drückte noch die Strafe der Acht; schmerzlich und schrecklich für eine unschuldige Wittwe und verlassene Waisen!

Um die Sünden des Vaters zu büßen und sich und seine Familie mit Kaiser und Reich zu versöhnen, nahm Ulrich Landschade von Steinach, Bliggers ältester Sohn, das Kreuz, gegen die Saracenen zu ziehen; vollkommenen Ablaß ertheilte von jeher die Kirche denen, die mit dem Kreuze sich bezeichneten. Was konnte für Ulrich erwünschter seyn? — Eilfertig rüstet er sich zum Zuge und wirbt der Reisigen Knechte und Reiter viele, die ihn gern als ihren Anführer erkannten.

Ulrich verrichtete tapfere Thaten mit seiner wackern Schaar, namentlich bei der Belagerung und Eroberung von Smyrna; aber noch mehr im Feldzuge, wo er einen dreimal stärkeren Haufen der Saracenen gänzlich vernichtete. Hierauf vollführte Ulrich eine That, die zwar dem Christenheer von großem Nutzen war und ihm zu seiner Zeit hohen Ruhm erwarb, welche wir aber nicht loben können, da sie einem Meuchelmorde nicht unähnlich ist. Er verkleidete sich nemlich in einen Türken, begab sich an den Hof des Sultans, suchte sein Vertrauen zu gewinnen, was ihm gelang. Als der Sultan nun einmal diesem Vertrauen zu Folge allein mit dem Ritter

lustwandelte, zog dieser unversehens sein Schwert und hieb ihm den Kopf ab.

Eilends entfloh Ulrich mit seiner Beute zu seinem Heere, das ihn mit lautem Jubel empfing. Als sie heimzogen, ging Ulrichen der Ruf seiner That voraus und drang selbst zu des Kaisers Ohren, welcher ihn nicht allein gänzlicher Verzeihung alles Geschehenen und seiner besondern Gnade und Achtung versicherte, sondern ihm auch feierlich seine Ritterwürde bestätigte und ihm gestattete, den Kopf des Sultans als Helmzierde im Wappen zu führen.

So kam Ulrich froh und beglückt auf seine väterliche Burg zurück und lebte fortan in stiller Eingezogenheit mit Weib und Kind. — Sein Grabmal ist in der Kirche zu Neckarsteinach zu sehen. Dort ruht er, eine schöne Heldengestalt, mit vor sich gesenktem Schwerte. Zu seiner Rechten steht die Harfe und zu seiner Linken das Haupt des Sultans.

Der Rechberger Klopferle.

Dieser ließ sich beim Tode eines jeden aus der Rechbergischen Familie durch Klopfen hören; er fing schon zu klopfen an, so wie für die Kranken keine Rettung mehr war, und fuhr fort, bis der Kranke starb. Nicht nur in der Stammburg allein, sondern in allen Häusern der Familie ließ er sich hören.

Der Ursprung dieses Klopferle sey folgender: Ulrich

von Rechberg, der Fideicommis=Stifter, hatte einen großen Hund, welcher so abgerichtet war, daß er in seiner Abwesenheit durch ihn Briefe in einer am Halse hangenden Tasche seiner Frau auf die Burg sandte. So war dieser Hund im Reithause zu Weißenstein abgebildet.

Im Jahr 1496 war Ulrich verreist und sandte längere Zeit seiner Frau, Anna von Venningen, keine Briefe, die darüber sehr in Aengsten war.

Sie betete alle Tage in der Burgkapelle. Eines Tages klopfte Jemand an der Kapellthüre und störte sie dadurch in ihrer Andacht; weil aber das Klopfen fortdauerte und die Gräfin meinte, es klopfe einer ihrer Domestiken, stand sie hastig vom Betstuhl auf und sagte: „Ich wollte, daß du immer fortklopfen müßtest!" Sie ging der Thüre zu, um nach dem Thäter zu sehen und ihn auszuschelten, — da stand der Hund vor ihr, aber ohne Brief, und schmeichelte ihr mit trauriger Miene. Bald darauf kam auch die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls. Von dieser Stunde an soll es immer in der Burg klopfen, sobald ein Rechberg stirbt.

Diese Begebenheit erzählen zweihundertjährige Falienschriften und die Beamten, die auf dem Schlosse wohnten.

Graf Ulrich von Rechberg, im schwäbischen Land
 Berühmt zu denselbigen Zeiten,
Als tapferer Kämpe von jedem erkannt;
 Begabet mit Land und mit Leuten.

Der reiste gar öfters zu Jagd und Turnier
So wie auch zu ernsthaften Schlägen.
Man schätzte Herrn Ulrich im ganzen Revier
Als einen der tapfersten Degen.

Mit Anna von Venningen, lieblich und hold,
War er auch schon längstens vermählet.
Mehr war ihm die Gattin, als Schätze und Gold,
Die er sich aus Liebe gewählet.

Und schied er von ihr, da sagte sie gleich:
„O schreibe mir bald, du mein Treuer!
„Ein Brieflein von dir! ach, das macht mich so reich,
„Du bist meinem Herzen so theuer!“

„Ja Holde!“ erwiederte Ulrich drauf,
„Gleich werde — und fleißig ich schreiben.
„Mein Bote — du weißt es — ist schnell in dem Lauf,
„Wird nirgends auch rasten und bleiben.“

Es meinte der Graf hier den freundlichen Hund,
Den er zum Gesandten genommen,
Und den er gelehrt hat, zu jeglicher Stund
Mit Brief auf den Rechberg zu kommen.

Ein Täschchen von Leder am Halse ihm hieng,
Darein steckt der Graf seine Briefe;
Mit diesen der Hund, den wohl keiner je fieng,
Der Gattin auf Rechberg zuliefe.

Nun einmal war Ulrich entfernet gar lang,
Es wollt' auch der Hund nicht erscheinen;
Da wurd' es der Gräfin so angst und so bang,
Vor Schmerz fieng sie laut an zu weinen.

Sie ging oft voll Kummer in ihre Kapell',
Um für ihren Gatten zu beten.
Dort kniete sie nieder an heiliger Stell',
Bat Gott, sie vom Jammer zu retten.

Als einst sie so betete, klopfte es laut,
Die betende Gräfin zu stören;
Doch war sie zu tief mit der Andacht vertraut,
Um jenes Geklopfe zu hören.

Da klopfte es stärker und endlich da hört
Die Gräfin — sie stund etwas böse
Auf von ihrem Betstuhl, zur Thüre gekehrt,
Behorchte sie jenes Getöse.

Sie glaubte, ein Diener hätt' dieses gethan,
Wollt öffnen die Thür', um zu zanken:
Ei klopfest du immer und ewig fortan!
So sprach sie zu sich in Gedanken.

Und als sie die Thüre geöffnet hat schnell,
Da war es der Hund — doch er hatte
Kein Schreiben! Es fuhr ihr ein Schwert durch die Seel',
Laut schrie sie: „Ach todt ist mein Gatte!“

Der Hund selbst war leidig, und schmeichelte ihr
Mit einer gar traurigen Miene.
Zwei Tag nach der Ankunft des Hundes dahier
Auf Rechberg ein Bote erschiene.

Der brachte die Nachricht: Graf Ulrich sey todt;
Es hört dies die Gräfin voll Schauer.
Sie betete brünstig zum heiligen Gott,
Und weinte voll Schmerz und voll Trauer.

So oft nun ein Rechberg dem Tode sich naht,
Und nicht mehr gerettet kann werden,
So hört er ein Klopfen, sey's früh oder spat,
Er wohne wo immer auf Erden.

Denn weil, als es klopfte, Frau Anna die Wort':
(„Daß ewig du klopftest zur Stunde!")
Gesprochen, so klopfet es ewig auch fort;
Die Sag' geht von Munde zu Munde.

Hohen-Gerhausens Belagerung.

Kaiser Rudolph ließ 1281 auf einem Reichstag zu Regensburg es sein erstes Geschäft seyn, von den Bischöfen, Grafen, Herren und Edelleuten, auch Städten auf fünf Jahre lang einen neuen Landfrieden beschwören zu lassen. In der deßhalb gemachten Verordnung wurde genau bestimmt, daß Niemand eine Burg haben solle, es

geschehe dann ohne des Landes Schaden. Allein diese alte Plage Deutschlands dauerte dessen ungeachtet fort. Rudolph war sehr darauf bedacht, Raubburgen theils durch seine Landvögte zerstören zu lassen, theils selbst zu belagern und zu zerstören. Gegen dreißig landfriedensbrüchige Edelleute ließ dieser muthige Kaiser zu gleicher Zeit auf das empfindlichste in Würtemberg bestrafen, auch den furchtlosen Grafen Eberhard den Erlauchten ließ er seine Macht fühlen, indem er ihm selbst seine Burg in Stuttgart u. s. w. zerbrach, ungeachtet seines Wahlspruchs: Gottes Freund und aller Menschen Feind! Aber Eberhard kehrte sich nicht daran, wie seine Bundesgenossen, welche überall, wo sie sich hinwendeten, Schrecken und Furcht verbreiteten. Schon lange war auch das Felsennest Konrads von Hohengerhausen (Sohn des oben erwähnten Justs, wo dieser hauste) ein Augenmerk Kaiser Rudolphs geworden. Deutsche Grafen und Edelleute, die dem Heerzuge folgten, waren mit entschlossen, den Besitzer und Störer des Landfriedens zu züchtigen. Die Feste war der Zerstörung geweiht, so lange man aber Ritter Konrad nicht hatte war mit allen in dieser Umgegend befindlichen Raubschlössern nichts gewonnen, denn Ritter Konrad war wegen seines Raubsinnes und Tapferkeit der Schrecken seiner Gegend. Der Graf von Helfenstein, der wahre Eigner der Burg, welche seinem Vater nur zu Lehen gegeben war, war selbst auch bei des Kaisers Heer. Ihm war mehr als jedem andern an Besiegung der entweihten Mauern gelegen, sollten sie auch in Asche und Trümmer verwandelt in seine Hände

kommen. Schmerzhaft würde dieses allerdings für Helfenstein gewesen seyn; aber schmerzhafter noch war das in ihm zurückgebliebene Gefühl, daß er vormals mit seiner lieben Burg ein Gut verlor, das ihm noch lieber war, als alle in dieser Umgegend innehabenden Besitzungen.

Was aber den Kummer Helfensteins vergrößerte, geschah durch ein gemeinschaftliches Uebereinkommen und Gesinnung zweier Verliebten. Der Ritter von Hohengerhausen nemlich hatte schon vor kurzer Zeit bei dem Vater um seine Tochter geworben, aber unerbittlich war der Alte gegen diese Werbung, welcher schwur, seine Tochter eher der Kirche zu weihen, als je seine Einwilligung zu dieser Heirath zu geben. Konrad sann daher auf List, denn was kann Liebe nicht ausstudiren, wenn solche durch Härte der Eltern zur Rache gesteigert wird. Trotz der engen Verwahrung und Bewachung der Tochter auf des Vaters befestigtem Adlernest Blauenstein, welches der Stadt Blaubeuren gegenüberstand, fanden doch die Verliebten Gelegenheit, ihre standhafte Liebe einander zu hinterbringen, und es wurde ausgemacht, in die harte Aufgabe des Vaters zu willigen, und den Schleier zu wählen. Die holde Euphemie hinterbrachte diese dem Vater schon längst erwartete Gesinnung mit Freuden. Der Vater ließ seiner Tochter die Wahl, sich unter den vielen Gotteshäusern eines zu ihrem künftigen Aufenthalt zu wählen, wozu sie ihre Neigung hege. Sie schlug das in der Nähe befindliche alte Kloster, „Söflingen Sct. Klara Ordens" vor; der Vater gab willig

sein Jawort, und zwar um so lieber, als jenes Kloster so gut, als eine Veste zu betrachten seye, weil es Klausur habe, und nach jener Zeitregel nicht eine Mannsperson seine Schwellen betreten dürfe. Sorgenlos verließ der Alte seine Burg und die dem Herrn geweihte Tochter, welche er unter genugsamer Gewahrsame ihrer Wächter glaubte. Einige Zeit nachher begab sich der Graf auf seine väterliche Burg Helfenstein, vielleicht um allda die Nachricht zu hinterbringen, zu welchem Entschluß er seine Tochter bewogen habe, das Klosterleben zu wählen. Von der Abreise ihres Vaters unterrichtete schnell Euphemie ihren Liebhaber auf der Burg Hohengerhausen und schnell mußte die Aufgabe gelöst werden, ehe der Vater auf Blauenstein zurückkehrte. Welche Aufgaben lösen treue Schönen nicht! Euphemie ließ durch einen treuen Ritter und Freund von ihrem Gerhausen, von Arnegg, in der Nähe hinterbringen, daß es in ihrer Wahl stehe, ihre Abreise nach Söflingen anzutreten, wenn es ihr gefiele, und sie bestimme den zweiten Tag nach Ostern, Morgens sechs Uhr ihr Schloß zu verlassen. Sie habe einen treuen Knappen beauftragt, in dem Augenblick, in welchem sie das Schloß verlasse, ein Feuerzeichen in die Luft zu machen, welches ihren Abzug von der Burg anzeige, und ihn, ihren Geliebten, bestimmen solle, sie ohne weitere Umstände auf seine Burg zu bringen. Konrad traf dieser unmittelbaren Verabredung gemäß mit seiner tapfern Schaar in jenem bekannt gemachten Augenblick ein, und trotz der Gegenwehr, brachte man Euphemie auf ein geübtes Pferd und jagte mit diesem

Kleinod auf die gut bewehrte Burg. Sobald der Alte von diesem Wagestück hörte, eilte er sogleich nach Ulm, wo gerade Rudolph die Osterferien hielt, erzählte die Frevelthat des Ritters von Hohengerhausen und bat demüthig, das Raubnest zu zerstören, und Konrad, wie andern schon wiederfuhr, aufhängen zu lassen.

Schnell begann der Heereszug vor Hohengerhausen, und siegreich wurde, weil gütliche Unterhandlung des Vaters mit Konrad fruchtlos blieb, die förmliche Belagerung begonnen. Denn der Zorn des Kaisers wurde entflammt, und der Grimm des in seiner Ehre tiefgekränkten Vaters, sowie die Wuth aller anwesenden Ritter angefacht, also, daß alle gelobten, zur Eroberung der Burg und Befreiung der schönen Geraubten allen ihren Kräften aufzubieten. Mehrere bekannte Ritter aus Schwaben, die schon seit geraumer Zeit an allen ritterlichen Unternehmungen Theil nahmen, die unter Rudolphs Fahnen tapfer kämpften und an der Spitze seines sieggewohnten Heeres gestritten hatten, traten auch heute hervor und schwuren dem Grafen Helfenstein zur Wiederbeibringung des Doppelt=Verlornen behülflich zu seyn, wogegen er seinen ritterlichen thätigen Dank gelobte. Sehet ihr Freunde, die stolze Burg, sagte der Graf, an dem Tage, da der Hauptsturm beginnen sollte, sehet diese Felsen=Mauern, die ehernen Thürme! sie wurden von meinen Vätern für die Ewigkeit erbaut; aber schonet ihrer nicht! Die Bosheit, welche bisher darinnen hauste, hatte ihre Reinigkeit befleckt, sie mögen in Rauch und Flammen aufgehen. Aber dort, jenes Gebäude

gegen die Stadt schonet, dort vertheidigt er seinen Raub; gerade gegen dem eisernen Thurm über ist alles zur Gegenwehr bereit. Dort schleuderten sie steinerne Kugeln auf die Stürmenden und Niemand wagt es mehr, dort anzugreifen. Der zweite Angriff begann, der Sieg hing in zweifelhafter Wage; der tapfere Konrad von Hohengerhausen wußte mit seinen Mannen die Veste gut zu vertheidigen. Alle Zwinger innerhalb der Veste waren noch in Konrads Händen, und Heere gewaffneter Ritter drangen schaarenweis aus der Veste heraus, die durch ihre Anzahl alle Hoffnung des Sieges und der Eroberung zu vereiteln drohten und jede Minute bereit waren, sich mit den Belagerern zu schlagen.

Da Rudolph bei dieser Nachricht vernahm, daß der belagerte Ritter schlechterdings nicht zum Kreuz kriechen wollte und auch in keine gütliche Unterhandlung mit Helfenstein sich einließ, hielt er folgende kraftvolle Anrede an seine Soldaten: Wer Konrad von Hohengerhausen besiegt, rief er, dem gebe ich mein kaiserliches Wort, bei Euphemie's Vater zu bewirken, daß er sie einem unbescholtenen Ritter zum Weibe gebe (und sie dem Klosterleben entsagen müsse), und ich belohne denselben noch mit mehr in dieser Gegend verfallenen Schlössern und Gütern. Diese nie gesehene Schönheit von achtzehn bis neunzehn Jahren schwebte den jungen Streitern mit allen den Reizen vor, welche sie vielleicht nicht besaß; sie sahen sich schon im Besitz dieses köstlichen Guts und eilten es zu erlangen. Aber auf einmal nahm die Sache eine ganz andere Wendung, denn im Andrang der Feinde

wehete eine Friedensfahne vor den Schloßthor, und sogleich hörten alle Feindseligkeiten auf. Was mußten die Belagerten fürchten, wenn auch sie mit gleichem Ungestüm und Glücke wie bisher ihre Veste behaupteten?

Aber wenn die Geschichte jener Zeit schon reich an Beispielen ist, welche zum Beweis aufgestellt sind, daß die Politik oft sehr unpolitisch handelt, wenn sie über Rücksichten der Familie das Wohl und Interesse des Staates, über dem Interesse des flüchtigen Augenblicks das der unendlichen Zukunft, über dem Aeußeren und Kleinlichen das Wesentliche und Große vergißt; so gibt es auf der andern Seite auch Zeitpunkte, wo die Gefahr zu dringend ist, Epochen einer Krise aufzuopfern, wo die letzte Noth und auf der Spitze schwebende Untergang alle Vorurtheile vergessen macht und nur den Grundsatz aufstellt, aus zwei Uebeln das Beste zu wählen. In einer solchen traurigen Lage befand sich jetzt Konrad und seine so innig geliebte Euphemie. Entschließen konnte er sich nicht, in dieser verzweifelnden Lage mit ihr die Flucht zu nehmen. Nun war er schon seit mehreren Tagen mit der Schwester seiner Mutter, einer gebornen von Hallwyll (nicht v. Oettingen), aus der Schweiz, in Unterhandlung getreten, welche die zwei Verliebten aus dieser Todesgefahr erlösen sollte.

Bekanntlich saßen in dieser Gegend zwei Helfensteine, der eine auf dem Blauenstein, der zweite auf dem Frauenberg, der unter der Burg Hohengerhausen lag, welche die von Hallwyll als Wittwe besaß. Da sie von allem unterrichtet war, was seit dieser Katastrophe vorgegangen

und die Sache keinen Aufschub mehr gestattete, so begab sie sich in das Lager Kaiser Rudolphs, und begann mit folgenden Worten: Vetter, erinnert Euch an die drohende Lage, in welcher wir uns befinden, und daß auch Eurem Heer noch Schaden zugefügt werden kann. Zwar hat sich der Himmel über uns erzürnt; aber in einer lachenden Zukunft seht Ihr den Frieden. Konrad ist kein Räuber, kein Ruhestörer, zu welchem ihn mein Schwager von Helfenstein macht; er wollte seine Tochter, und er hat sie ihm verweigert. Der Vorfall unter der Burg war von beiden verabredet, und wenn ich es frei gestehen muß, so habe ich selbst den größten Theil daran. Zur Flucht rieth ich nie. Ich selbst gebe Konrad einen Brautschatz, der dem Helfensteinischen gleich kommen soll. Ich bitte für diese zwei einander von Jugend auf so treu liebende Personen, daß Ihr jetzt allen Streit aufhebet und dem Ritter Gnade erzeiget.

Diese aufrichtige und ernstliche Erklärung verursachte bei Rudolph und Helfenstein tiefes Nachdenken. Rudolph blickte tief, denn er sah, daß sie das Resultat der Verzweiflung war und er es mit einem Feinde zu thun bekommen würde. Rudolph ertheilte daher seiner achtungwerthen Freundin auf ihre bescheidene Vorstellung keine noch mehr erbitternde Antwort. Auch der Gram Helfensteins legte sich, und nun erfolgte der kaiserliche Ausspruch: die Belagerung aufzuheben, und Konrad und Euphemie sollten auf Kaiserwort im Lager erscheinen, um zu erfahren, was weiter in der Sache zu thun sey. Beide erschienen, und mit ihnen ihr Schutzengel, die alte Frau

von Helfenstein, eine geborne Hallwyll. Alle drei warfen sich auf die Knie. Diese Stellung mußte rühren, und sie verfehlte auch ihren Zweck nicht am Herzen Rudolphs. Dieser verweilte einige Minuten auf den demüthig Knieenden, richtete dann zuerst seine ehrwürdige Freundin und Landsmännin mit den tröstlichen Worten auf: ich verzeihe und Helfenstein soll ein Gleiches thun. Letzterer wollte nichts davon hören. Sie ist der Kirche geweiht, und solls auch bleiben.

Euphemie läßt sich durch diesen Ausspruch nicht abschrecken, sondern ergreift die Gelegenheit, wie bei der Entführung Ritter Karls von Eichenhorst, das Fräulein von Hochburg.

Euphemie that das nemliche und wendete sich in der nemlichen bittenden Stellung mit folgenden Worten an ihren Vater:

O Vater, habt Barmherzigkeit
Mit Eurem armen Kinde!
Verzeih Euch, wie Ihr uns verzeiht,
Der Himmel auch die Sünde.
Glaubt, bester Vater, diese Flucht,
Ich hätte nimmer sie versucht,
Wenn vor des Klosters Bette
Mir nicht gegrauset hätte.

Wie oft habt Ihr auf Knie und Hand
Gewogen und getragen,
Wie oft du Herzenskind genannt,
Du Trost in allen Tagen.

O Vater, Vater, denkt zurück!
Ermordet nicht mein ganzes Glück!
Ihr tödtet sonst daneben
Auch Eures Kindes Leben!

Bald sanken Zorn und Ungestüm,
Das Vaterherz wuchs über;
Von hellen Zähren strömten ihm
Die stolzen Augen über!
Er hob sein Kind vom Boden auf,
Er ließ der Herzens-Fluth den Lauf,
Und wollte schier vergehen
Vor wundersüßem Wehen!

Nun wohl, verzeih mir Gott die Schuld,
So wie ich dir verzeihe!
Empfange meine Vaterhuld,
Empfange sie auf's Neue!
In Gottes Namen sey es drum,
Hier wandt' er sich zum Ritter um,
Da nimm sie meinetwegen,
Und meinen ganzen Segen!

Euphemie wurde Konrads Gattin und der edle Kaiser verzieh beiden, belohnte ihn aus besonderer Gnade mit der Burg Hohengerhausen und Ruck, und mehreren in der Gegend liegenden Ortschaften.

Die sorgende Wittwe, Anna von Helfenstein, feierte das Andenken dieser Hochzeitfeier in der nahen Kapelle

bei dem Dorfe Gerhausen, so lang sie noch lebte. Allen sich dort befindlichen jungen Leuten wurde ein ganzer Eimer guten Weins zu Theil, um das Andenken dieser von ihr gestifteten Hochzeit, so lange Gerhausen stehen würde, zu feiern, und des glücklichen Ereignisses als gute Unterthanen sich zu freuen und zu erinnern.

Der Staufer Geist.

Dieser ist ein Licht, welches bei Sturm und Regen vom Hohenstaufen bis nach Hohenrechberg wandelt. Nach geläuteter Abendglocke sieht man ihn oft am Hohenstaufen liegen, wie die Landleute sagen, und da sey es, als ob man in einen angezündeten Backofen hineinsehe. Auf einmal erhebt sich der Geist, nimmt seinen Weg über den schmalen Erdrücken, welcher Hohenstaufen und Rechberg verbindet, geht bald langsam, bald schnell und über die Tannen hüpfend, kommt links an der Burg vorbei bis an die Hägehäuser, unter der Pfarrkirche auf dem Berg.

Von da kehrt er auf dem nämlichen Wege wieder zurück, und bleibt bis zur Morgenbetglocke am Hohenstaufen liegen, wo er sodann verschwindet.

Dieses Phänomen erscheint nicht alle Tage, sondern nur hie und da, und besonders zur Herbstzeit.

Der gemeine Mann hält dieses für etwas Uebernatürliches, sagt übrigens aber, daß der Staufer Geist ein guter Geist sey und Niemanden Böses zufüge.

Schon nahen Sturm und Regen
Und finster wird die Nacht,
Das Glöcklein ruft zum Segen,
Das Tagwerk ist vollbracht.

Bald eilt von Hohenstaufen
Der Geist dem Rechberg zu.
Ach! ewig muß er laufen
Und findet keine Ruh'.

Zur Herbstzeit sieht man immer
Am Hohenstaufen ihn,
Doch muß mit großem Schimmer
Er dann gleich weiter zieh'n.

Wenn hell das Glöcklein tönet
Zum heil'gen Engelgruß,
Der Geist, noch nicht versöhnet,
Die Sünden büßen muß.

Bald langsam und bald eilen
Wohl über Stock und Stein,
Sieht man ihn ohne Weilen,
Trifft er am Rechberg ein.

Und will er still dort stehen,
Sich suchen kurze Ruh,
So treiben sond're Wehen
Ihn Staufen wieder zu.

So muß er immer wandern,
Ihm winket keine Rast;
Von einem Berg zum andern
Treibt's ihn mit steter Hast.

Links an der Burg* da gehet
Der Staufer Geist herum,
Und wo die Kirche stehet,
Da kehrt er wieder um.

Kommt er nach Hohenstaufen,
Ist an des Berges Fuß,
Liegt er, darf nicht mehr laufen,
Gebannt zur bittern Buß.

Und tönt die Glock' hernieder
Zum Morgensegen laut,
So sieht man ihn nicht wieder,
Als bis der Abend graut.

Wer mag es wohl ergründen,
Warum ein Geist hier irrt,
Und Ruhe nicht kann finden,
Und nicht erlöset wird?

Man sagt, daß einst gelebet
In Barbarossa's Sold
Ein Ritter, der gestrebet
Nur stets nach Schätz' und Gold.

---

* Burg Rechberg.

Es habe dieser Ritter
Mit einem Räubertroß
Gestohlen einst viel Güter
Auf Rechbergs hohem Schloß.

Hab seinen Theil vergraben
Bei Hohenstaufen dort;
Drum könn' er Ruh nicht haben
Und gehe immer fort.

Sey ohne Buß geschieden,
Mit Mord und Raub befleckt,
Und finde dann erst Frieden,
Wenn man den Schatz entdeckt.

Minna von Horneck, oder die Sage vom Minneberg.

Auf der Burg Hornberg, wo einst die heilige Notburga in ihrem stillen Kämmerlein zwischen der Welt und ihrem Glauben schwankte, wohnte bald nach ihr auch eine Zierde ihres Geschlechts, Minna von Horneck. Ein Graf von Schwarzenberg, reich und angesehen vor allen Rittern jener Gegend, warb um des Mägdleins Hand, und nicht vermochte Minna's Vater, einen so angesehenen Eidam auszuschlagen.

Aber Minna's Herz und Liebe gehörten längst dem Ritter Edelmuth, der zwar arm an Gütern, aber desto

reicher an männlicher Tugend war. Einst hatte ihn ein fröhliches Turnier auf die Burg gerufen, und die Jungfrau, welche ihm den Siegespreis gereicht, hatte sein Herz gewonnen. Des Ritters Schönheit und vortreffliche Eigenschaften verschafften ihm bald Gegenliebe. Doch der Liebe Glück war von kurzer Dauer. Denn auch in dieses einsame Thal drang der Ruf zur Eroberung des heiligen Grabes, und Ritter Edelmuth säumte nicht, ihm zu folgen. Minna's Vater war dieß erwünscht: er wollte den Geliebten seiner Tochter entfernen (hatte er doch bereits einem Andern ihre Hand zugesagt) und bestärkte Edelmuthen noch durch das gleißnerische Versprechen in seinem Vorsatze: ihm, komme er als Sieger zurück, Minna zur Gattin zu geben.

Schmerzlich war die Trennung der beiden Liebenden. Lange sieht Minna vom Söller der Burg trauernd ihrem Geliebten nach, wie er, dessen edle Gestalt inmitten der ganzen Pilgerschaar hervorragt, den Neckar abwärts schifft.

Jahre vergingen — der Thaten viele vollbrachte Edelmuth, und schon war er seines Gelübdes ledig, und nur die Ehre hielt ihn zurück, da des Kampfes noch kein Ende, als er in einer heißen Schlacht, abgeschnitten von den Seinen, in Feindes Händen gerieth.

Dieser, ergrimmt ob der ausgezeichneten Kriegsthaten des Helden, welche Schaaren von Ungläubigen den Tod gebracht hatten, warf ihn in eine Höhle, einst der Aufenthalt wilder Thiere. Zwei Tage verlebte er hier ohne die mindeste Nahrung; am dritten endlich erblickte er

oben an der einzigen Oeffnung, welche sein Kerker hatte, ein liebliches Gesicht, und eine schöne Hand warf ihm drei Pfirsiche hinab, und eine zarte Stimme rief, indem zugleich ein Seil von oben herab gleitete: „Zwei Diener harren meines Winkes, darum komm und folge mir in jene stille Thäler, wo wir uns ungestört der Liebe freuen können.“

Aber der Ritter antwortete: „Nur in meiner Heimath werd' ich Liebe finden; doch denkst du edel, so rette mich.“ — „Nur Liebe kann dich retten,“ entgegnete die Stimme, „nur in meinen Armen wirst du Freiheit finden.“ — „Nur wer Treue übt, antwortete Edelmuth, ist wahrhaft frei; und so wahr ich ein Ritter bin, werde ich mein Gelübde nicht brechen.“ Da verschwand die rettende Erscheinung, und tiefe Sehnsucht ergriff den Gefangenen nach seiner Geliebten.

Auch diese hatte unterdessen schwere Kämpfe zu bestehen, doch wankte ihre Treue gegen ihren Erkorenen nicht. Als endlich die flehentlichsten Bitten über ihren harten Vater nichts vermochten und er sie zur Vermählung mit dem Grafen von Schwarzenberg zwingen wollte, entfloh Minna aus der väterlichen Burg, von einer getreuen Zofe begleitet.

Sie bestiegen einen Nachen und fuhren im Dunkel der Nacht den Strom hinab. Gegen Morgen kamen sie an den schroffen Abhang eines Berges, dessen Gipfel von uralten Eichen bedeckt war. Sie landeten, um hier einen Zufluchtsort zu suchen, und gaben den Nachen den Wellen Preis. Durch das dichteste Gebüsch stiegen

die zarten Frauen den Felsen hinan, nicht ohne große Mühe, bis sie eine Höhle entdeckten, worin Minna bis zur Rückkehr ihres Ritters mit ihrer Zofe zu wohnen beschloß.

Aber siebenmal kehrte der Frühling, nur der Geliebte nicht. Da endlich brach der Jungfrau Herz in ungestillter Sehnsucht. — Die treue Zofe benetzte die Leiche ihrer Herrin mit heißen Thränen. Plötzlich vernahm sie eine Stimme hinter sich, und als sie sich umwandte, stand Ritter Edelmuth in lichtem Waffenschmucke vor ihr. Er hatte seine Minna auf der Burg gesucht, und als er dort Niemanden als den trauernden und reuigen Vater fand, so schwur er, er wolle seine Waffen nicht eher ablegen, bis er die Verlorene gefunden. Viele Tage schon hatte er den Wald durchirrt, bis ihn sein treuer Hund auf den rechten Pfad führte. Allenthalben verkündeten seines Namens Zeichen, von Minna in die Bäume eingegraben, ihm die Nähe der Geliebten. So gelangte er endlich an den Eingang der Höhle.

Auf einem Moosbette lag entseelt die Geliebte, noch im Tode schön wie ein Engel. Ein ungeheurer Schmerz machte den Ritter beinahe selbst zur Leiche. Zur Besinnung zurückgekehrt, erfüllten seine Klagen die Wälder, und so oft er die Stelle wieder fand, wo seine Minna schon im kühlen Grabe ruhte, rannen seine Thränen heißer. Als einst die Abendsonne freundlich den Hügel beschien, warf Edelmuth, wie gestärkt von oben, sich auf seine Knie nieder, und dankte Gott, daß er ihn hieher geführt habe, um noch einmal das Bild schauen zu

können, das er so lange in seinem Herzen getragen. Und als sein Schmerz stiller geworden war, baute er zum ewigen Denkmal seiner Liebe an dieser Stätte eine Burg, und nannte sie Minneburg. In der Felsenhöhle aber, in welcher er Minna's Grab bereitet hatte, fügte er in die Mauer des Hundes Bild, der ihn hieher geführt.

Hier brachte Edelmuth den Rest seiner Tage zu; täglich wandelte er, angethan mit dem Waffenkleide, in welchem seine verblichene Geliebte sich ihn stets dachte, durch den Forst, und wenn er an einem Baume seinen Namen von Minna's Hand eingegraben fand, so schrieb er den ihrigen darunter. Schon lag der Rost auf seinem Panzerkleide, sein Angesicht ward bleich und seine kräftige Gestalt begann zu welken,

Bis endlich er, von Alter grau,
In schwarzem Waffenkleid sich niederlegt,
Und nun zum letztenmal die Hände faltet,
Aufflehend zu der hohen Liebesmacht,
Daß sie in ew'ger Vereinigung
Den Herzen, die einander nur gelebt,
Die ird'sche Liebestreue lohnen möge,
Die Burg, von Menschenhänden einst erbaut,
Ist nun von Menschenhand zerstöret auch;
Ein Denkmal ew'ger Liebestreue, die,
Ob Mauern brechen, Schlösser niedersinken,
Selbst unzerstörbar, eine sich're Burg,
Aufragt aus edler Herzen festem Grund.

Das Fräulein von Bühl.

Im hohen Ahnensaale zu Bühl
Da mischen gar viele das Kartenspiel;
Doch von allen spielet Niemand so gut,
Denn das Fräulein von Bühl, das junge Blut.

Fast all' ihr Gold und Schmuck ist dahin,
Doch bleibet bethört der Spielerin Sinn.
Stets hoffet sie noch zu gewinnen,
Und — sieht ihre Habe zerrinnen.

Schon wirft der Mond seinen hellen Schein
Durch des Saales Fenster mahnend herein.
Du armes, armes Fräulein von Bühl,
Ist dir noch nicht verleidet das Spiel?

Noch nicht hat genug sie am Spiel sich ergötzt:
So lange sie hat, so lange sie setzt.
So muß denn auch noch das Letzte dahin,
Das letzte bringet vielleicht den Gewinn.

Der Teufel gab es dem Fräulein ein,
Das Letzte dem Spiele des Unglücks zu weih'n.
Wohlauf! ruft sie in der Mitternacht,
Da sie noch wacker am Spieltisch wacht.

Herbei ihr Spieler, wer hat den Muth,
Zu spielen mit mir um mein väterlich Gut?
Seht, wie mein Kilchberg von dort so traut
Zum Saale von Bühl herüber schaut.

Wie betäubt durch das Wort alle Spieler stehn,
Und keiner wagt es, heranzugehn.

O Fräulein, nimm doch dein Wort zurück,
Es raubet dir all' dein irdisches Glück.

Da nahet sich endlich einer und spricht:
Gereuet, mein Fräulein, das Wort Euch nicht,
So wag' ich's: die Güter Kilchberg und Bühl
Sind wahrlich mir als Besitz nicht zu viel.

Unglücklich des Fräuleins Karte lag —
Da naht ihr in Unheil der neue Tag.
O armes Fräulein, die Eine Nacht
Hat dich um Gut und Erb' gebracht.

Und was ist dir noch geblieben?
Nicht Bühl und Kilchberg dort drüben,
Die Karten, damit du magst wandern
Von einem Hause zum andern.

Ihr Fräulein, denen auch das Spiel
Mit Karten gefällt, wie dem Fräulein von Bühl,
Ich rath' euch von Herzen, nach Kilchberg zu gehn,
Um dort etwas Schönes für euch zu sehn.

Im Saale des Schlosses da hängt eine Maid,
Noch haftet ihr Blick mit sichtbarer Freud'
Am Beutel mit dem Kartenspiel;
Das ist das bekannte Fräulein von Bühl.

Nur Schad', daß des Malers künstliche Hand
Ihr den Schmuck noch gab und das reiche Gewand.
Ein Bettlerkleid dem Fräulein gehört;
So würde vielleicht noch Manche bekehrt.

Die Edelfrau-Höhle.

Im Gebirge diesseits des Rheins ist eine wilde, felsigte Gegend, die Gottschläg genannt. Ueber einem Wasserfalle, der brausend vom Gestein herabstürzt, sieht man eine Felsenhöhle die seit undenklichen Zeiten das Edelfrauenloch heißt, und von deren Namen sich folgende Sage im Munde des Volkes erhalten hat.

Auf dem Schlosse Bosenstein, im Kappler Thal, welches früher schon von den Hunnen und später noch einmal im Bauernkrieg zerstört wurde, lebte ein Ritter Welf von Bosenstein mit seiner Hausfrau. Diese war voll eiteln Sinnes und dabei hart gegen das Hausgesinde und die Armen. Einst auf einem Spaziergange begegnete ihr ein zerlumptes Bettelweib mit sieben kleinen Kindern und bat um ein Almosen. Die Edelfrau zürnte die Bettlerin an und sagte: Ey, du unverschämte Dirne, mußt du sieben Kinder haben, wenn du sie nicht nähren kannst? Ach, seufzte das Weib, ich hatte wohl Brod für sie, so lange mein Mann lebte, der ein fleißiger Köhler war, aber der Himmel hat mich zur Wittwe und diese Unmündigen zu Waisen gemacht, darum sollen die Menschen sich unsrer erbarmen.

Der Edelfrau stieg das Blut zu Gesicht ob der freien Rede, und sie versetzte höhnisch: Du hättest deine sieben Bracken dem Manne in's Grab legen sollen. Das arme Weib warf einen flammenden Blick auf sie und rief: Nun so wünsche ich, daß du mit sieben Kindern zugleich niederkommen mögest.

Die Edelfrau schlug ein lautes Gelächter auf, aber zugleich wurde sie von einem unerklärlichen Schauer ergriffen. Es war ihr das Gefühl, als könne der Fluch in Erfüllung gehen. Dieß geschah auch wirklich. Einst, als der Ritter von Bosenstein auf der Jagd abwesend war, wurde sie plötzlich von Wehen überfallen, und brachte sieben Knäblein zur Welt. Da rief sie eine vertraute Magd und befahl ihr, sechs von den Kindern zu nehmen und sie in einem Weiher zu ertränken. Die Magd that wie ihr geboten worden. Als sie sich mit den Kindern dem Weiher näherte, kam eben der Burgherr von der Jagd zurück. Was trägst du in diesem Korbe? fragte er. Es sind sechs junge Hündlein, die ich in's Wasser tragen soll, stotterte die Dirne, den siebenten hat die gnädige Frau für sich behalten.

Der Ritter verlangte die Hunde zu sehen, und erfuhr nun die gräßliche That. Er legte der Magd Stillschweigen auf, nahm die Kinder und brachte sie in das Haus eines wackern Landmannes, der sie erzog. Nach sieben Jahren stellte er ein Gastgebot an, wobei man guter Dinge war. Gegen Ende des Mahls fragte er: was der Frau gebühre, die ihre eigne Kinder tödte?

Eine solche Rabenmutter soll man mit einem Laib Brod und einem Krug Wasser lebendig einmauern, rief die Edelfrau, die in diesem Augenblick ihres Verbrechens nicht gedachte. Da ließ der Ritter die sechs Knaben herein, und sprach: diese da wolltest d u ertränken lassen. Du hast dein Urtheil selbst gesprochen.

Die Edelfrau wurde jetzt in die Höhle in Gottschläg

gebracht, die von diesem Begebnisse ihren Namen hat. Das Geschlecht der Edlen von Rosenstein erlosch in seinem männlichen Nachkommen erst im Jahr 1773, und die Burg ist jetzt ein Eigenthum der Herren von Türkheim.

Der Hergottstritt auf dem Rosenstein bei Heubach.

Hoch ragt von der östlichen Spitze der Alb
Ein Felsen, vermoost und verwittert;
Zur Hälfte von Büschen bedecket, und halb
Von löcherichten Mauern umgittert.

Tief unter ihm grünet die lachende Flur
Ein blühender Garten, verbreitet.
Rechts fließet die Rems, von der Hand der Natur
Um rebige Hügel geleitet.

Hier ließ, auf der Spitze des Felsens, von fern
Des Schwabenlands liebliche Auen,
Vor grauen Jahrhunderten, Christum den Herrn,
Satan, der Versucher, beschauen.

Sieh, sprach er, und deutet ins Remsthal hinein,
Des Weinstocks erfreuliche Spenden,
Die schönen Gefilde da, rechts an der Lein,
Und Ellwangens fette Präbenden.

Und links über'n Rechberg und Staufen hinauf
Den Wechsel der Dörfer und Wälder,
Und hin, wo der Kleinsbach in schlängelndem Lauf
Sich wendet durch blühende Felder.

Bis hin, wo die Enz, mit dem Neckar vermählt,
Durch Schwabens Elysium fließet,
Und Mutter Natur auf die schönere Welt
Die Schaale des Regens ergießet.

„Sieh, rings um das Alles, und beuge dein Knie
„Vor mir, und du sollst es gewinnen!"
Doch Christus entgegen ihm donnerte: „Flieh,
„Verfluchter! und heb' dich von hinnen!" —

Da kollerte Satan die Berge hinab,
Es bannt, in der Beelzebubsklinge,
Ein langes Jahrtausend in's felsigte Grab
Der Fluch den Verderber der Dinge.

Da liegt er an Ketten, mit bitterer Buß
Den Gräuel der Sünden zu büßen,
Drum sieht man am Berge den schwärzlichen Fluß
Satanischer Thränen entfließen.

Doch Christus, der Mittler, mit mächtigem Schritt
Ging über die Berge von hinnen;
Tief drückte die Spur sich vom Hergottstritt
Auf Scheulbergs und Rosensteins Zinnen.

Hier sieht man landeinwärts auf spitzem Gestein,
Dort drüben landauswärts vom Fuße,
Noch immer das Zeichen — und ehren's gar fein
Die Pilger mit brünstigem Kusse.

D'ran bauten die Herren von Rosenstein
  Ein Schloß unter Buchen und Ellern;
Und tranken gar stattliche Humpen voll Wein
  Aus Felsen gegrabenen Kellern.

Sie raubten gewappnet Thal ab und Thal auf,
  Nie waren die Straßen geheuer;
Sie holten sich Augsburger Waaren herauf,
  Und bargen's in felsiger Scheuer.

Gegenüber der Burg hat, durch Wunder bekannt,
  Errichtet an heiliger Stelle,
Die heilige Maria, von Beißwang genannt,
  Im Eichenwald eine Kapelle.

Es hatte sie Friederich, der mit dem Biß,
  Gestiftet — so lautet die Kunde,
Da, wo man der Mutter ihn weinend entriß,
Drum heißet sie Beißwang zur Stunde.

Dort hinkten viel Tausend auf Krücken hinein,
  Und gingen auf eigenen Beinen
Heraus — darum glänzten auf Edelgestein
  Und Golde die heiligen Schreinen.

Da stiegen — es blies ihnen Satan dies ein —
  Die Rosensteiner zu Rosse,
Und erstürmten die Kirch' und erbrachen den Schrein,
  Und brachten den Schatz auf ihr Schlosse.

Da brauste von Beißwang herüber der Sturm,
  Es krachten die moosigten Eichen,
Es prasselten stürzend das Schloß und der Thurm,
  Und deckten mit Steinen die Leichen.

Trotz Sturmgeheul, Donner und leuchtendem Strahl,
Den Zeugen der heiligen Rache,
Vernahmen die zagenden Pilger im Thal
Des Satans entsetzliche Lache.

Im Schlosse da siedeln jetzt Raben sich ein;
Bleich wanken des Nachts und mit Trauern
Die modernden Ritter von Rosenstein
Rund um die verfallenen Mauern.

Die Felsenhöhle.

Nach der ehemaligen Abtei Allerheiligen geht, von Oberachern aus, der Weg durch ein wildes Thal. Nicht weit davon liegt, an einer einsamen Waldstelle, ein mächtig großer Fels, der durchaus wie eine alte Kirche gestaltet ist. Nach einer dunkeln Sage war dieß eine der ersten christlichen Kirchen der Gegend und von einem edlen Alemannen gestiftet worden. Er hinterließ sieben Töchter, welche eben so schön als fromm waren und auf der väterlichen Burg in Stille und Eingezogenheit lebten. Es war um die Zeit, als der Hunnenkönig Attilla mit seinem furchtbaren Heere an den Rhein kam, um nach Gallien zu gehen. Er ließ eine Menge Flöße verfertigen, auf welchen der Rheinübergang geschehen sollte. Von den Schaaren, die ausgeschickt wurden, das nöthige Holz herbeizuschaffen, kam eine durch Zufall auf die Burg, auf welcher die sieben Schwestern wohnten. Die rauhen Krieger ehrten eben so wenig die Tugend als die Wehr=

losigkeit, und ließen ihren frechen Begierden freien Zügel. Die Jungfrauen sahen hier nur die Wahl zwischen Tod und Schande; auch waren sie bereits im Augenblick entschlossen, den ersten vorzuziehen, als ein alter, treuer Diener ihnen rieth, gegen Abend durch einen unterirdischen Gang nach der Kirche zu flüchten, welche ihr Vater erbaut hatte. Er wollte bis dahin die ungeschlachten Gesellen beim Trunke festhalten, und meinte, sie würden's doch nicht wagen, das Haus des Herrn zu entweihen.

Die sieben Schwestern nahmen den guten Rath dankbar an und erreichten auch glücklich die heilige Stätte; aber ein treuloser Knecht, der ihre Flucht entdeckt hatte, verrieth den Hunnen das Geheimniß. Diese stürzten voll Wuth nach der Kirche; als sie aber die Thüre verschlossen fanden, fällten sie im Walde eine junge Tanne, und hieben die Krone und Aeste davon ab, um mit dem Stamme die starke eichene Pforte zu sprengen. Die Arbeit war in einer Stunde vollendet, und mit wildem Hohngeschrei eilte die freche Rotte, das ruchlose Vorhaben in Ausführnng zu bringen. Sie kamen bald an Ort und Stelle, allein der Eingang in die Kirche war nicht mehr zu finden. Auch die Fenster und überhaupt jede Oeffnungen waren verschwunden. Wohl stand die Kirche noch da, doch als ein dichter Fels, und leis und schauerlich tönte daraus hervor ein Sterbegesang. Noch vernimmt bisweilen der einsame Bergbewohner in stillen Nächten liebliche Stimmen, die aus dem Stein zu kommen scheinen, aber keine Furcht erregen, sondern das Gemüth mit einem frommen Sehnen erfüllen.

Der Drachenkampf.

Wieder bringt die traur'ge Kunde
Vor des Grafen Hugo's Ohr,
Wie der Drach aus Schwarzlochs Grunde
Brach mit neuer Wuth hervor.

„Nimmer länger kann ich's tragen,"
Ruft der Graf: „mein Roß herbei!
Heut will ich den Jagdpreis jagen,
Ob es auch der letzte sey."

Und er greift im wilden Grimme
Nach der Armbrust, nach dem Speer,
Gibt der Gattin Warnungsstimme,
Seinen Kindern kein Gehör.

Ab thät er die Augen wenden
Von den Seinen; auf sein Roß
Schwingt er sich, und läßt dahinten
In der Burg den Dienertroß.

Nur ein Rüdenpaar begleitet
Treulich den geliebten Herrn.
Schnell der Kampfbegier'ge reitet:
Nimmer ist die Stätte fern.

Hinter einem Hügelrunde,
Vor dem Menschenblick versteckt,
Hat in eines Waldthals Grunde
Sich zum Raub der Drach gelegt.

Hug' steht in des Waldthals Dunkel
Schon, er hält sein Roß jetzt an;
Da bricht durch Gebüsch Gefunkel,
Und er sieht den Drachen nahn.

Flugs zielt nach des Unthiers Lenden
Hug' den Speer mit rüst'ger Hand,
Einen Pfeil noch nachzusenden,
Ist die Armbrust schon gespannt.

Doch der Speer und Pfeil vergebens
An den Schuppen prallet an,
Denn dem Thier zum Sitz des Lebens
Keine Wehre dringen kann.

Wild mit aufgesperrtem Munde
Geht es jetzt auf Hugo los;
Scheu verkriechen sich die Hunde,
Hoch sich bäumend stürzt das Roß.

Hugo kann sich nimmer heben
Unter seines Rosses Last:
Die geliebten Hände beben
Mit dem Schwert umsonst gefaßt.

Heil'ger Jörg, woll' Hülfe senden,
Ruft der Graf jetzt nah' dem Tod,
Ich will dir ein Kirchlein gründen,
Hilfst du mir aus dieser Noth.

St. Georg der heil'ge Ritter
Auf des Fleh'nden Ruf erschien
Wie der Blitz im Sturmgewitter,
Und trat schützend vor ihn hin.

In des Unthiers off'nen Rachen
Stößt er den gewicht'gen Speer,
Und es reget sich im Drachen
In dem Nu kein Odem mehr.

Schnell war St. Georg verschwunden.
Hugo's Knappen, die von Fern',
Leise nachgefolget, funden
Wohlbehalten ihren Herrn.

Hugo bald das Kirchlein bauet,
Dem Gelübd' getreu, unweit
Von dem Kampfplatz; öde schauet
Es noch aus der alten Zeit.

Der Ring.

Der ganze Raum, den jetzt die Stadt Gmünd einnimmt, so wie das südliche und nördliche Thal, in welchem sich die Stadt erhebt, war in alten Zeiten mit wilder Waldung bedeckt. Nur eine kleine Lichtung tauchte aus diesem Forstlabyrinthe auf, und auf dieser Lichtung stand ein Jägerhaus, bewohnt von dem alten Waidmann **Eckart**, seinem Weibe **Irmengard** und seinem einzigen Sohne **Horsa**. Der alte Eckart hatte seine Jugend und sein reiferes Mannesalter im Kriege zugebracht, zog sich aber dann mit seiner Gattin und dem zwölfjährigen Sohne aus dem wüsten Getümmel zurück, und siedelte sich in dem einsamen Waldhause an.

Die mit Wild aller Art gefüllten Forste versahen seine Familie in jener einfachen Zeit sattsam mit Speise, und die übrigen zum Lebensunterhalte nöthigen Dinge wußte sich Eckart dadurch zu verschaffen, daß er hie und da die Felle der erlegten Thiere in eine ferne Handelsstadt brachte, und sie dort gegen seine und seiner Familie Bedürfnisse austauschte. Der Knabe Horsa blühte in den Umgebungen der freien Natur frisch und kräftig heran, und als er das achtzehnte Jahr erreicht hatte, sandte ihn sein Vater zum Herzog von Schwaben, damit er diesen seinen Lehensherrn auf dem bevorstehenden Kriegszug begleite. Der Jüngling zeichnete sich ehrenvoll aus und gewann die Liebe seines Fürsten.

Als Friede geworden, kehrte er in seine einsame Heimath zurück, jugendlich stark und schön, aber mit einer tiefen Wunde im Herzen. Es hatte nemlich der Jüngling in den Umgebungen des Herzogs die holde Hermengild, des fürstlichen Kanzlers Tochter, kennen und lieben gelernt.

Wohl fand er Gegenliebe, aber konnte er, der arme Krieger und Waidmann, der nichts besaß, als seine mühsam errungene Ehre und ein einsames Forsthaus zu Lehen trug, hoffen, die Tochter des edeln, angesehenen Kanzlers heimzuführen. Ungewohnt, vor seinen Eltern ein Geheimniß zu hegen, machte sie Horsa mit seiner hoffnungslosen Liebe bekannt, und sein Vater, der gerade schlichte Greis, rieth ihm nun, zum Kanzler hinzugehen, um die Hand seiner Tochter zu freien, und wenn er

abgewiesen würde, sich die Liebesgrille aus dem Kopf zu schlagen.

Der Jüngling beschloß, dem Rathe seines Vaters zu folgen, besonders da eine Mähre umherlief, welche sagte, der stolze Kanzler sey bei seinem Herrn, dem Herzog, in Ungnade gefallen und lebe jetzt sehr beschränkt auf einem einsamen Waldschlosse. Dahin begab sich also Horsa. Als aber der stolze Edelmann die Bitte des Jünglings vernahm, da würdigte er ihn keiner Antwort, und bedeutete ihm höhnend, das Schloß zu verlassen und sich nimmer blicken zu lassen.

Mit diesem sein Lebensglück zerstörenden Bescheid kehrte der Jüngling traurig heim. Die Eltern trösteten ihn, so gut sie konnten, und der Vater meinte, Horsa solle sich seinen Gram durch die Jagd in den umliegenden Forsten vertreiben.

Um diese Zeit erschallten diese sonst so stillen Wälder von lautem Gedränge und Getriebe; denn:

Es hielt auf Hohenstaufen
Der Schwaben Herzog Haus;
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu Jagen aus.

Bei dieser Jagd hatte Eckart und sein Sohn viel zu thun. Sie mußten dem Herzog, seiner Gemahlin und dem Jagdgesinde zu Wegweisern dienen, die wildreichsten Stellen zeigen und in dem einsamen Waldhause den hohen Gästen vor ihrer Heimkehr eine Jagdmahlzeit bereiten. Während des Jagens aber ereignete sich ein

Zufall, welcher Horsas Glück begründete und die Erbauung der Stadt veranlaßte. Die Herzogin nämlich verlor in fröhlicher Hast und Jagdlust ihren Ehering. In jenen Zeiten ward ein solcher Ring gleichsam für einen Talisman gehalten, der von dem Glück und Unglück des Ehepaars abhänge; und so darf man sich nicht verwundern, wenn die Herzogin des verlornen Kleinods wegen sehr in Aengsten war.

Die Bewohner des Waldhauses gingen am folgenden Morgen ihren Geschäften nach. Horsa nahm seine Jagdwaffen, um im Forste zu streifen und den Gedanken an seine Hermengild nachzuhängen. Er war kaum hundert Schritte von der Wohnung entfernt, als er da, wo jetzt die St. Johanneskirche steht, einen stattlichen Hirsch gewahr wurde. Er legte auf denselben an, der Pfeil schwirrte und das Thier stürzte nieder. Als nun aber der Jäger seine Beute genauer untersuchte, erblickte er an der äußersten Spitze des Hirschgeweihes den köstlichen Ehering der Herzogin. Sogleich eilte er nach Hohenstaufen, seinen Fund anzuzeigen. Die Herzogin, sehr erfreut, wollte dem glücklichen Finder eine Gnade gewähren. Der Jüngling entdeckte ihr seine hoffnungslose Liebe; und sieh, durch ihre Fürsprache begnadigte der Herzog den Kanzler wieder, und brachte es dahin, daß er seine Tochter dem jungen Waidmann zum Weibe gab. Auf der Stelle, wo Horsa den Ring gefunden, ließ die fromme Herzogin die noch jetzt stehende St. Johanneskirche erbauen. Allmählig lichtete sich der dunkle Wald, mehrere Häuser entstanden, und Horsa und

Hermengild sahen, glücklich vereint, eine zahlreiche Nachkommenschaft fröhlich heranblühen.

Also legte die Vereinigung eines treuliebenden Paares den Grund zur Erbauung einer blühenden Stadt.

Kaiser Friedrich I. und Gela.

Der edle, ritterliche Hohenstaufe, Friedrich Rothbart, lebte, noch bevor er Herzog von Schwaben geworden, auf seiner väterlichen Burg in der anmuthigen Wetterau. Er war damals erst 23 Jahr alt, und in ihm ruhte die ganze herrliche Kraft eines künftigen Heldenlebens.

Einer seiner Burgmänner hatte eine Tochter, Gela mit Namen. Die Schönheit und Anmuth der Jungfrau entzündeten in der Brust des Jünglings eine heftige Liebe, die bald sein ganzes Wesen erfüllte. Eines Tags begegnete er ihr im Bogengange, der von der Kapelle in den Burghof führte. Hingerissen vom unerwarteten Augenblick ergriff er ihre Hand, und sagte, mit fast zitternder Stimme: Schöne Gela, ich lieb' Euch, und kann es nicht länger verbergen. — Die Jungfrau stand da, hocherröthend und verwirrt, und schlug die Augen nieder. — Zürnt nicht, rief Friedrich, und drückte ihre Hand an seine Lippe und entfernte sich eilig.

Von dieser Stunde an schien Gela den jungen Herzog zu vermeiden. Er wurde darob trübsinnig und fast menschenscheu. Alle, die um ihn waren, bemerkten die Veränderung, welche mit ihm vorging, aber keiner mochte

die Ursache errathen. Die schöne Gela allein wußte recht gut Bescheid, aber das Geheimniß lag wohlverwahrt in ihrem Busen.

Eines Abends begegneten sich beide in einem einsamen Gehölz an der Kinzig. Gela suchte Kräuter zu einem Trank für ihre kranke Schwester. Friedrich grüßte sie ehrerbietig — doch als sie auf dem schmalen Pfad an ihm vorüberging und der Saum ihres Gewandes ihn berührte, da ward es Nacht vor seinen Blicken, mit einem dumpfen Ach taumelte er gegen einen Baum, und hatte Mühe, sich an dem Stamm desselben aufrecht zu erhalten. — Gela wurde ergriffen von seinem Zustande, und die Liebe war auch in ihrem Herzen. Sie ging huldreich auf ihn zu, reichte ihm die Hand, und sagte: Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, findet Ihr mich in der Burgkapelle.

Friedrich fand sich bald nach Mitternacht an dem bestimmten Ort ein, denn der Schlaf floh seine Augen. Gela erschien mit dem ersten Hahnenschrei. Sie zog ihn sanft auf eine Bank vor dem Altar nieder, setzte sich neben ihn und sagte: Ihr liebt mich, und ich mag Euch nicht verbergen, daß ich Euch auch liebe, wenn ich schon nicht die Eurige werden kann, denn Ihr müßt Euch eine Hausfrau wählen aus den Töchtern der Grafen oder Herzoge. — Friedrich wollte sie unterbrechen, aber sie legte ihm sanft die Hand auf den Mund, und fuhr fort: Ich mag nichts haben außer dieser meiner Liebe, Ihr dürft Euch damit nicht begnügen. Hört mich, die Stätte ist heilig, und wenn ich fehle, so ist mir die

Mutter des Erbarmens nah. Ich will Euch, wenn Ihr's wünscht, jeden Tag, in eben dieser Stunde und an eben diesem Orte sehen — aber sonst nirgendwo ohne Zeugen. Unsere Liebe muß rein bleiben, denn ich möchte sie einst mit hinüber nehmen, wenn ich scheide. — Der Jüngling schaute sie an wie ein höheres Wesen, und ihm war, als würde die Weihe eines neuen Lebens über ihn ausgegossen. Er hätte jetzt alle seine Ansprüche auf den Glanz der Erde für eine Hütte und ein Grabscheit hingegeben. Aber Gela ermannte ihn, daß er nicht untersank im Strom weicher Gefühle. Die Liebenden sahen sich täglich in der Kapelle; Friedrich ruhte in stiller Seligkeit an Gela's Wange, an Gela's Busen, doch stieg nie eine unreine Begierde auf in seinem Innern.

So verlebte er ein glückliches Jahr. Da zog Kaiser Konrad mit einem großen Heerhaufen ins gelobte Land, und das Fräulein erinnerte den Jüngling, daß es nun Zeit sey, der Ehre seine Schuld zu bezahlen. — Unsere Liebe ist ewig, rief der edle Hohenstaufe, und bot ihr die Hand zum Abschied. Ewig, sagte Gela und sank an seine Brust.

Er ging nach Palästina, und kehrte, mit Ruhm bedeckt, an die Ufer der Kinzig zurück. Sein Vater war inzwischen gestorben und das Herzogthum Schwaben ihm zugefallen. Friedrich suchte seine Gela auf, aber sie hatte den Schleier genommen, und er fand nur einen Brief von ihr, des Inhalts:

„Du bist Herzog und mußt dir eine Gattin wählen. „Ich habe ein glückliches Jahr gelebt, und dieß reicht

„aus für mein übriges Leben. Unsere Liebe ist ewig.“
Friedrich erkannte den hohen Sinn in den Worten seiner Geliebten, und schwur, ihr werth zu bleiben. Gela's Brief trug er beständig auf seiner Brust, und als er, nach einigen Jahren, sich verehlichte, da wählte er eine Gattin, von welcher er gewiß war, daß er sie nie lieben könne. An die Stelle, wo er seine Geliebte im Gehölz gefunden, legte er den Grundstein zu einer Stadt, und nannte sie Gela'shausen, und in diesem Namen bewahrt sich noch das Andenken an die treue Liebe des edlen Hohenstaufen.

Herzog Ulrich in Hagelloch *.

„Annele guck doch zuam Feasterle naus:
Was pockelt bei Nacht no unna am Haus?“
So spricht Hans, der Bauer von Hagelloch,
Derweilen er sitzet am Imbis noch.

Frau Anne gar schnell durch das Fenster schaut,
Und fährt mit dem Kopf bald zurück: potz Kraut,
A verirrter Ma stoht drunna; gang na,
Er bittet, mer soll am da reachta Weag sa.

Sa no deam Herra, es könn' it glei sei,
I schiab jo da n aerste Schub Suppa nei.
Will ar warta, da kast jo abe gau,
Un ihn derweil uffer in d'Stuba lau.

---

* Nach einer wahren Anekdote, welche sich in Memmingers württemb. Jahrb. Jahrg. 1824, Heft I., S. 154 findet.



Frau Anne gar hurtig hinunter geht;
Ein fremder Herr an der Hausthüre steht,
Das Jagdhörnlein ihm an der Seite hängt,
Die Schultern ein Mantel von Sammt umfängt.

Frau Anne die ladet ihn freundlich ein,
Däucht' er ihr auch vornehmen Standes zu seyn.
„Herr, nau rei! ar könnats mit meim Alta
Bei seiner warma Suppa nau halta!"

Der verirrte Ritter tritt in das Haus
Und findet den Hansen an seinem Schmaus.
Wartet nau, lieaber Herr, 's isch bal verbei,
Ruft Hans, i zoig ich da Weag derno glei.

Doch nunz für uguat, i will mei Essa,
So ruabich au wia e iar Herra fressa.
Der Ritter lächelt, derweilen so spricht
Hans der Bauer. „Mach' fort, ich stör' dich nicht."

Mach' au, mahnt endlich Frau Anne, schau lang
Thuat dear Herr jo warta. Jo jo i gang,
Schreit Hans, wischt den Mund und hebt sich vom Tisch,
Zum Wege sich rüstend willig und risch.

Mein Spiaß lang mar ra, ruft er noch der Frau,
Schon gehend; muaß g'stau, it söllig i trau
So fürnema Leut, dar Teufel hot viel
Mit aus Bäuerla bei der Nacht sei G'spiel.

Der Ritter lächelt, es trollet voraus
Das Bäuerlein kundig des Wegs; das Haus
Ist schon verschwunden aus ihren Blicken,
Sie stehen auf eines Berges Rücken.

Auf einmal, sieh, die Wandrer erschauen
Viel Lichter, da überfüllt ein Grauen
Den Hansen, „o Herr, miar sin em Teufel!
Seahnt sell sin Gspenster ohne Zweifel.

Statt der Herr dem Bäuerlein folget nach,
Folgt dem Herrn das Bäuerlein jetzt gemach.
Auf einmal von allen Seiten erschallt
Horngetön, daß es weithin wiederhallt.

Da setzet der Ritter sein Horn zum Mund,
Und thut den noch fernen Genossen kund,
Daß nah er weile. In eilendem Lauf
Sich jene um ihn jetzt sammeln zu Hauf.

Vor Angst und Schrecken das Bäuerlein keucht
Und unter des Ritters Mantel fleucht;
Erst als er sieht, daß Menschen umstehen
Den Ritter, wagt Hans es, herfür zu gehen.

Vom Schrecken fällt er in neuen Schrecken,
Aus dem ihn kaum die Jauchzenden wecken,
Er hört sie den Herrn als Herzog grüßen;
Da fällt er dem Herzog in Angst zu Füßen.

Herr Herzech, fleht er, theant Erbarma hau,
Un mi wieder zua meim Annele lau.
Vergeahnt, aß i hau so plump mit ich g'schwätzt,
I han n eaba koan Herzech in ich g'schätzt.

Der Herzog sich wendend den Dienern sagt:
Den Bauern hier auf ein Rößlein gepackt!
Das Gefolge sich sputet, den Willen
Des befehlenden Herrn zu erfüllen.

Au waih, schreit jetzt Hans, wo komm i denn na?
'S goht g'wiß in en Thurn, o i armer Ma,
Worum bin i denn doch au g'wea so dumm?
D' Annele z'letzt no bringt ma mi um.

Doch Hansen helfen nichts seine Klagen:
Rücklings wird vom Pferd er fortgetragen;
Gar schnell hat man Bebenhausen erreicht,
Da ladet man Hansen ab halb erbleicht.

Dort wird jetzt dem Bauer aufgetragen,
Viel, viel, kaum zu wählen weiß sein Magen.
Da läßt Hans sich alles schmeckeu gar wohl,
„'S isch jo doch, sagt er, mei Henkermohl."

Trank und Speis erfüllt, sucht er bald die Ruh;
Doch er schließet vor Angst kein Auge zu.
Oft ist er zur Stunde der Mitternacht
Wie im Schweiße des Todes aufgewacht.

Da fängt's endlich wieder an zu tagen;
Schon hört an der Thür Hans nach sich fragen:
„Hans der Bauer soll zum Herzog kommen;"
Wie war ihm jetzt das Herz so beklommen!

„Hans, Hans!" rief an der Thür schon entgegen
Der Herzog dem Bauer, der auf der Stegen
Noch schwanket und an den Füßen zittert:
„Heran! ich bin nicht auf dich erbittert."

„Ich dank' dir des Dienstes, doch merk' dir, du mußt,
Wenn du einem einen Gefallen thust,
Bereiter und höflich von Worten seyn:
Zum Lohn, Hans, ist dieses Beutelein dein."

Er reicht dem Hansen ein Beutelein hin,
Voll Gülden, da ward auf einmal der Sinn
Dem Hansen so heiter: „I armer Tropf,
Hau schau glaubt, as it werd kurzer am Kopf.“

„Un iaz kriag i no en Beutel mit Geld:
Noa so geits koan Herra mai uf der Welt
Wian iar Herr! tausigmol Grosdank!
Auser Herrgot erhalt ich 's Leaba lang.“

Und wie der Wind war jetzt Hänslein davon:
Er brachte schnell seiner Anne den Lohn,
Und sagt ihr, wie er dem Herzog gezeigt
Den Weg, doch die Angst er ihr klug verschweigt.

Register.

Seite

